Ausgabe 1 / 2018

iaf·informationen

ISSN 1430-8614

Gelebte Familienvielfalt – Spezifische Bedarfe und Ressourcen

verband binationaler
familien und partnerschaften

Liebe Leserin, lieber Leser,

es freut uns, dass Sie nun die Dokumentation unserer diesjährigen Fachtagung »Gelebte Familienvielfalt – Spezifische Bedarfe und Ressourcen« in den Händen halten. So haben Sie die Möglichkeit, Diskussionen und Gespräche wieder wach zu rufen oder sich neu hinein zu begeben.

Wir stellen Ihnen nicht nur die Redebeiträge vor, sondern haben zusätzliche Interviews und weitere Ausführungen angehängt, damit Sie sich ein Bild von den vielfältigen Angeboten machen können.

Dass wir als Verband damit auf einem guten Weg sind, führte Herr Sydow aus dem Hessischen Sozialministerium aus, der das Grußwort für Herrn Staatsminister Grüttner überbrachte. Er stellte heraus, dass unser Verband nicht bei den Diskussionen um unterstützende Bedarfe stehen bleibt, sondern weitergeht und die Potentiale in den Familien heben will. »Nur so gelingt es, Angebote zu entwickeln, die in der Praxis wirklich benötigt und auch angenommen werden.«

In diesem Kontext bedankte er sich zudem für unsere Mitwirkung an der Hessischen Integrationskonferenz und damit am Zustandekommen des Hessischen Integrationsplans.

Doch welche Rahmenbedingungen sind für diese gelingenden Prozesse in den Kommunen erforderlich? Diese Frage umreißt Prof. Dr. Vassilis Tsianos in seinem Vortrag und reflektiert den Begriff »Postmigrantische Gesellschaft«. Damit beschreibt er eine Gesellschaft, die auf allen Ebenen durch die Erfahrung der Migration strukturiert ist. Die veränderten Mehrheits-Minderheitsverhältnisse, wie wir sie aus Amsterdam, Stuttgart oder Frankfurt am Main kennen, sind gelebte Realitäten und stellen neue Anforderungen an gesellschaftliche Teilhabe und Partizipation. Dass dies nicht ohne Aufsehen geschieht, erleben wir in den lautstarken Protesten gegen die plurale und vielfältige Gesellschaft. Nach Prof. Dr. Tsianos entstehen Definitionskämpfe, die er als »Phantomschmerzen zur Verarbeitung des Sozialwandels der Einwanderungsgesellschaft« umschreibt.

Die vorgestellten Angebote und Projekte setzen an erlebte Diskriminierungen an, ob als Schwarze Menschen in einer weißen Gesellschaft oder als (vermeintlicher) muslimischer Zeitgenosse, und ebenso an Zugangsbarrieren. Letzteres kann die Gesundheitsförderung in einer Kommune sein, aber auch das nicht sichtbar sein in Einrichtungen oder in den Medien.

#metwo ist wohl das aktuelle Beispiel dafür, dass die Thematik dieser Zeitschrift auch die »Noch-Mehrheitsgesellschaft« betrifft, und nicht nur die Menschen mit eigener oder familiärer Migrationsgeschichte, wie Isabelle Reibe ausführt.

…und zum Schluss: Bitte beachten Sie den Interkulturellen Kalender, den wir auch wieder für 2019 anbieten.

Wir wünschen Ihnen eine angenehme Lesezeit
Ihre

Sidonie Fernau

Sidonie Fernau
Bundesvorsitzende

Gefördert vom

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Inhalt

Gelebte Familienvielfalt – spezifische Bedarfe und Ressourcen 4
Hiltrud Stöcker-Zafari, Bundesgeschäftsführerin

Grußwort
Stefan Sydow, Leiter Abteilung Integration,
Hessisches Ministerium für Soziales und Integration 5

Die postmigrantische Gesellschaft: Rahmenbedingungen für eine offene und vielfältige Gesellschaft 8
Prof. Dr. Vassilis Tsianos, FH Kiel

Ausgewählte Projekte

- **»Bewusst – gesund-aktiv«** 14
- **»Familie Schwarz-weiß«** 16
- **»Eltern gemeinsam aktiv«** 18
- **»Vaterzeit im Ramadan?!«** 20
- **»Bilder im Kopf«** 23
- **»Das interkulturelle Spielzimmer«** 26

Erfahrungen wie diese… 28
Ein Hashtag und seine Spuren
Isabelle Reibe

Social Media unterstützen informelles Sprachenlernen 30
Maria Ringler

Film »Wirklich angekommen!?« 33
Vier Migrationsgeschichten über Ankommen und Leben in Hannover
Kurt W. Niemeyer

Impressum / Gooding 34
Wir machen uns stark für Sie und Ihre Familien

Interkultureller Kalender 2019 35

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Mitglieder des Verbandes,

ich freue mich sehr, Sie alle heute hier in Frankfurt auch im Namen unseres Bundesvorstandes zu unserer diesjährigen Fachtagung »Gelebte Familienvielfalt« willkommen heißen zu dürfen.

Schön, dass Sie zu uns gefunden haben – auch aus vielen Orten der Republik und aus den unterschiedlichen Arbeitsbereichen. Wir freuen uns auf gute Gespräche mit Ihnen.

Vielfältige Lebens- und Familienformen sind Ausdruck einer diversen Gesellschaft und eine Realität in Deutschland. Dass ein gemeinsames Zusammenleben dabei nicht immer konfliktfrei abläuft, steht außer Frage. Dies kennen wir aus unseren binationalen/bikulturellen Familien, sozusagen aus eigenem Erleben. Wir wissen aber auch, dass es sich lohnt, Herausforderungen und Schwierigkeiten zu erkennen, anzunehmen und mit ihnen konstruktiv umzugehen. Dies sind wesentliche Voraussetzungen dafür, Aushandlungsprozesse auch als bereichernd ansehen und gestärkt weiter machen zu können und zu wollen.

Familien haben Potentiale. Diese zu sehen und einzubinden sind von Bedeutung für ein gesellschaftliches Miteinander, aber auch dafür, dass Angebote entwickelt werden, die wirklich von den Familien gebraucht werden. Doch, wie ermittele ich die Potentiale, wie hebe ich die Schätze, die in den Familien liegen? Das ist ja nicht so ganz einfach.

Was erwartet Sie heute bei uns?

Wir stellen Ihnen heute am Nachmittag ausgewählte Angebote vor, die sich mit dieser Frage beschäftigen. Sie versuchen solche Fragen konkret anzugehen – sowie Angebote vorzustellen, die das vielfältige familiäre Leben auch in anderen Einrichtungen wie Kita, Verlage oder Bibliotheken widerspiegeln.
…und natürlich sind wir an Ihrer Meinung, an Ihren Gedanken und Überlegungen interessiert. Wir schaffen daher Räume zum Austausch, zu Nachfragen und zu Diskussionen.

Als Praktiker*innen schielen wir sehr gerne zur Wissenschaft und Forschung. Welche Studien, welche wissenschaftlichen Ergebnisse helfen weiter? Welche Rahmenbedingungen sollten beachtet werden, welche Bedingungen vorliegen, damit ein gutes interkulturelles Zusammenleben in der Gesellschaft, im Stadtteil gelingen kann? Welche Bedingungen unterstützen interkulturell lebende Familien dabei, sich in die Gemeinschaft einzubringen und an dieser teilhaben zu können? Auch dieser Frage werden wir heute nachgehen.

Damit wünsche ich uns einen angenehmen Tag, mit guten Gesprächen und vielen Eindrücken.

Hiltrud Stöcker-Zafari

»Hesse ist, wer Hesse sein will«

Grußwort von Stefan Sydow, Leiter Abteilung Integration des Hessischen Ministeriums für Soziales und Integration

ich freue mich über die Gelegenheit, heute bei der Fachtagung „Gelebte Familienvielfalt – Spezifische Bedarfe und Ressourcen" des Verbands binationaler Familien und Partnerschaften ein Grußwort zu halten. Gleichzeitig überbringe ich Ihnen auch die herzlichen Grüße von Herrn Staatsminister Grüttner, dem zuständigen Minister für Soziales und Integration.

Mit Ihrer Veranstaltung setzen Sie ein Signal für viele Migrantinnen und Migranten: Ihr seid ein Teil unserer Gesellschaft! Wir gehen auf euch ein und unterstützen euch! Damit setzen Sie auch ein Signal für gelebte Offenheit unserer Gesellschaft und damit für unseren gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Gerade auf der kommunalen Ebene wird sichtbar, dass sich unsere Gesellschaft in einem tiefgreifenden Veränderungsprozess befindet, der uns alle – egal ob mit oder ohne Migrationshintergrund – vor große Herausforderungen stellt.

Wie setzt sich in Hessen eigentlich die Gesellschaft zusammen? In Hessen liegt der Anteil der Hessinnen und Hessen mit Migrationshintergrund mittlerweile bei rund 30 %: Etwa zwei Drittel sind selbst zugewandert, ein Drittel ist hier geboren. Menschen mit Migrationshintergrund sind im Schnitt deutlich jünger als die Gesamtbevölkerung. Von den Kindern unter sechs Jahren hat fast jedes zweite einen Migrationshintergrund.

Die Vielfalt unserer Gesellschaft zeigt, dass Integration kein Nischenthema sein kann und sein darf. Vielmehr gilt es Hoffnungen, Sorgen oder gar Ängste auf allen Seiten ernst zu nehmen. Dafür sorgt Integration.

Integration birgt Chancen, aber stellt auch Herausforderungen. In jedem Fall verlangt sie von uns allen, ob mit oder ohne Migrationshintergrund, eine Bereitschaft, sich auf Veränderungen einzulassen und die Werte unseres Grundgesetzes, z. B. Religionsfreiheit, Gleichberechtigung von Mann und Frau, die Pressefreiheit zu leben.

Diese Veränderungsbereitschaft kann nur im Miteinander-Reden und nicht im Übereinander-Reden entstehen. Es bedarf daher der Gestaltung und der Schaffung fördernder Rahmenbedingungen, vor allem auf kommunaler Ebene.

Ausgangspunkt der Maßnahmen der hessischen Landesregierung sind folgende Überlegungen: Verwaltung wirkt tief in Zivilgesellschaft hinein.

Der Kontakt mit den staatlichen und nichtstaatlichen Institutionen hat maßgeblichen Einfluss darauf, wie Menschen unsere Verwaltung, unsere Gesellschaft und unseren Staat insgesamt wahrnehmen. Menschen mit Migrationshintergrund erleben in diesen Situationen, ob sie als gleichberechtigt anerkannt werden. Ob wir einander trotz unserer Unterschiedlichkeit mit Respekt begegnen.

Daher muss darüber nachgedacht werden, wie bestehende – staatliche und nichtstaatliche – Organisationen für Menschen mit Migrationshintergrund offen gestaltet werden, so dass wir ein gemeinsames Gefühl und Grundverständnis für unsere Gesellschaft, von der wir alle ein Teil sind, entwickeln.

Bei der Förderung geeigneter Rahmenbedingungen setzt auch das Landesprogramm WIR an: Es geht um strukturelle Veränderungen mit dem Ziel, die Regelinstitutionen interkulturell zu öffnen und auf den kompetenten Umgang mit Vielfalt hin zu reagieren. Im Hinblick auf die Bedeutung der Aufgabe der Integration und den Erfolg des Landesprogramms WIR wurde die Förderung innerhalb der letzten Jahre durch die hessische Landesregierung verdreifacht auf mittlerweile rund zehn Millionen Euro aufgestockt. Bei allen Anstrengungen zur Integration widmen wir keine Mittel um, sondern erweitern stattdessen das Landesprogramm WIR. Wo es dringend erforderlich ist, unterstützen wir die auch in jüngster Zeit zu uns geflüchteten Menschen auch direkt, zum Beispiel durch Sprachkurse. Nur durch die gemeinsame Sprache können wir uns wirklich verständigen. Das hilft uns allen.

Auch inhaltlich wurde das Programm erweitert: zusätzlich zu den bewährten WIR-Koordinatoren werden seit 2017 auch sogenannte WIR-Fallmanager für Geflüchtete gefördert. Sie sollen Geflüchteten einen Überblick über die bestehenden Angebote geben, sie passgenau zu den zuständigen Stellen weiterleiten und sich um die Vernetzung kümmern. Mittlerweile haben 31 von 33 der Antragsberechtigten Gebietskörperschaften eine solche Stelle beantragt; daraus lässt sich schließen, dass die Maßnahme »einen Nerv« getroffen hat und eine Lücke schließt, um die vielfältigen Förderangebote zu strukturieren.

Außerdem wurde das Programm »MitSprache – Deutsch 4U« ausgeweitet; so werden jetzt auch die Kosten für Kinderbetreuung erstattet. Auch die Förderung der Integrationslotsenprogramme der Kommunen wurde weiterentwickelt; das Kompetenzzentrum Vielfalt WIR-Lotsen begleitet jetzt die Kommunen eng bei der Gestaltung der Lotsenprogramme.

Weitere Förderschwerpunkte sind Modellvorhaben für die besonders schutzbedürftigen Frauen und die Unterstützung bei der Professionalisierung von Migrantenorganisationen. Schließlich sind aktuelle neue Förderlinien die Förderung des Einsatzes ehrenamtlicher Laiendolmetscher und die Förderung der Erarbeitung von Integrationsstrategien in Kommunen mittlerer Größe.

Das Landesprogramm WIR setzt mit diesen Instrumenten bewusst an dem Stand der Integrationsarbeit vor Ort an. Ein inhaltlicher Schwerpunkt ist dabei die Förderung von Maßnahmen der interkulturellen Öffnung, die indirekt auch Gegenstand der heutigen Fachtagung ist. Das wesentliche Ziel eines interkulturellen Öffnungsprozesses besteht darin, einen gleichberechtigten Zugang aller zu den Angeboten der Versorgungsstruktur zu ermöglichen. Doch dazu muss man unsere nicht immer einfache Gesellschaft und komplexe Verwaltungsstruktur verstehen.

Nach unserem Eindruck nehmen gerade Familien und Partnerschaften mit Migrationshintergrund Angebote der Kommunen eher selten wahr. Entweder sie wissen häufig nicht von diesen Angeboten, die ihnen hier zur Verfügung gestellt werden. Oder es bestehen Hemmschwellen, diese in Anspruch zu nehmen. Damit haben sie geringere Chancen, an der Gesellschaft teilzuhaben. Das Landesprogramm WIR will Träger und Kommunen dabei unterstützen, dies in den Blick zu nehmen und sich für die Vielfalt in unserer Gesellschaft zu öffnen. Das Projekt »Eltern gemeinsam aktiv«, das auch durch das WIR-Programm gefördert wird, ist hier ein gutes Beispiel. Eine Facette bei der Interkulturellen Öffnung ist es auch, zugewanderte Familien und Partnerschaften dabei zu stärken, Angebote wahrnehmen zu können. Das Stichwort »Empowerment« fällt nicht ohne Grund als Stichwort bei den vielen Praxisbeispielen, die heute vorgestellt werden.

Ihre Diskussion heute trägt jedoch weiter: Sie werfen auch einen Blick auf die Potentiale der Familien. Unterstützende Angebote für spezifische Bedarfe insbesondere auch eingewanderter Familien können weiter verbessert werden, indem Raum für die Einbindung vorhandener Ressourcen der Familien und Partnerschaften gewährt wird. Nur so gelingt es, Angebote zu entwickeln, die in der Praxis wirklich benötigt und auch angenommen werden. Insoweit ist die heutige Fachtagung ein wichtiger Beitrag für die Optimierung des Angebots der Kommunen.

Die Umsetzung von Integrationspolitik ist eine der ganz großen Herausforderungen, die sich aktuell stellen. Hier sind alle aufgerufen, sich Gedanken um ein besseres Miteinander zu machen und in die Tat umzusetzen. Nach meinem Eindruck ist der Verband binationaler Familien und Partnerschaften hier auf einem sehr guten Weg. Insbesondere darf ich dem Verband danken, bei der Hessischen Integrationskonferenz mitgewirkt zu haben. Sie haben so einen wichtigen Beitrag zum Hessischen Integrationsplan geleistet, der vor kurzem vorgestellt worden ist.
Ich freue mich sehr, dass diese Fachtagung bei der Gestaltung der Interkulturellen Öffnung vorbildliche Diskussionen anstößt, zumal der Verband seine Wurzeln in Hessen hat.

Das Land Hessen benötigt Partner, die sich nicht von aktuellen Tagesdiskussionen beirren lassen und ihre Überzeugungen und Erfahrungen nach außen tragen. Nur gemeinsam werden wir die gesellschaftlichen Herausforderungen bewältigen können! Ich wünsche Ihnen hierbei viel Erfolg. Der Tagung einen erfolgreichen Verlauf, spannende Diskussionen und vor allem Freude, sich mit unterschiedlichen Menschen unserer Gesellschaft auszutauschen. Wir alle sind ein Teil davon und haben es selbst in der Hand, wie sich unsere Gesellschaft weiterentwickelt.
Dabei sollten uns zwei Leitsätze der Hessischen Integrationspolitik vergegenwärtigen: »Hesse ist, wer Hesse sein will« und »Es kommt nicht darauf an, wo Du herkommst, sondern wo Du hinwillst.«

Herzlichen Dank!

WIR HESSEN

Prof. Dr. Vassilis S. Tsianos, FH Kiel

Die postmigrantische Gesellschaft: Rahmenbedingungen für eine offene und vielfältige Gesellschaft

Die postmigrantische Gesellschaft steht für eine selbstreflexive Wende innerhalb etablierter Einwanderungsgesellschaften. Ihr Ausgangspunkt ist die demographische Faktizität von Pluralität und die damit einhergehende Neuaushandlung der Hegemonie von Monokulturalismus und ethnischen Mehrheiten.

Mit der Chiffre »postmigrantische Gesellschaft« verweise ich auf die politischen, kulturellen und sozialen Folgen von Migrationsprozessen in entwickelten Einwanderungsgesellschaften wie der Bundesrepublik. Mit dem Prefix »post« im Konzept der postmigrantischen Gesellschaft meine ich keine chronologische Markierung »nach« einer Zeit nach der Migration, sondern eine soziologische Perspektive auf die empirische Tatsache, dass der migrationsbedingte demographische Wandel eine zentrale Herausforderung von Vergesellschaftung darstellt, der die Regel und nicht die Anomalie einer Einwanderungsgesellschaft ist.

Auch wenn es schwierig ist, Postmigrant*innen im soziologischen Sinne zu definieren, so treten überall in unserem gemeinsamen Alltag so etwas wie postmigrantische Situationen auf, die dementsprechend die lebensweltliche Seite dieser Verhältnisse zum Ausdruck bringen: postnationale Wahrnehmungs- und Handlungsräume von Biographien, deren Selbstverhältnisse sich nicht direkt auf Migrationserfahrungen beziehen, jedoch zwischen Mehrfachzugehörigkeiten und Mehrfachdiskriminierungen reflektiert und gelebt werden. Zum Beispiel meine Nichte, Deutsch-Griechin der dritten Generation, ist persönlich nie rassistisch diskriminiert worden, hat aber Diskriminierungserfahrungen ihrer Eltern und sogar ihrer Großeltern erlebt und verarbeitet sie dementsprechend als ein Teil ihrer postmigrantischen Identität in Deutschland. Ähnliches gilt auch für »herkunftsdeutsche« Partner*innen in binationalen Ehen, die die Diskriminierungserfahrungen ihrer Partner*innen oder Kinder in ihrer eigenen Biographie schmerzlich verarbeiten müssen.

Der Begriff postmigrantisch versucht nicht, die Tatsache der Migration zu historisieren, sondern beschreibt eine Gesellschaft, die durch die Erfahrung der Migration strukturiert ist, was auch für alle aktuellen Formen der Einwanderung (wie Flucht, temporäre Migration) politisch, rechtlich und sozial bedeutsam ist. Somit sind die Pluralisierung der Gesellschaft und das Erstarken von Kräften, die gegen Pluralität gerichtet sind, wie sie sich z.B. aktuell in den rechten Großdemonstrationen gegen Flüchtlinge und Muslime oder in hohen Wahlergebnissen rechter Parteien manifestieren, kein Paradox, sondern vielmehr als neues gesellschaftliches Kräfteverhältnis zu verstehen. Denn im Gegensatz zu den rassistischen Mobilisierungen der 90er-Jahre, stehen heute nicht vom Strukturwandel überforderte Mehrheiten marginalisierten Minderheiten gegenüber, sondern es stehen ehemalige Mehrheiten der Norm entmarginalisierter Vielfalt gegenüber. Ich verstehe diese panischen Definitionskämpfe um die Wiederherstellung monokultureller Hegemonie als Phantomschmerzen zur Verarbeitung des Sozialwandels der Einwanderungsgesellschaft.

Postmigrantische Stadt

Zentral für das Verständnis der postmigrantischen Gesellschaft ist die postmigrantische Stadt. Sie ist keine Utopie sondern der Ausdruck veränderter Mehrheits-Minderheitsverhältnisse im städtischen Raum. Begriffe wie »Divers-City«, »Majority Minority City« oder »(Re-) Scaling Cities« reflektieren nicht nur, dass gesellschaftliche Diversität eine wichtige Bedingung und Ressource für die Stadtentwicklung ist, sondern auch, dass nach den USA auch in Europa Menschen mit internationaler Migrationsgeschichte bereits in manchen Städten die Bevölkerungsmehrheit darstellen, z. B. in Amsterdam, Stuttgart oder Frankfurt. Die Figur der postmigrantischen Gesellschaft ist keine naive, apellative Anerkennung von Diversity sondern der sozialwissenschaftliche Versuch, den migrationsbedingten demografischen Wandel der städtischen Einwanderungsgesellschaft, die lebensweltliche und biographische Dimension gesellschaftlicher Diversifizierung mittels Mehrfachzugehörigkeit und Mehrfachdis-

kriminierung zusammen zu denken. Personen mit Migrationshintergrund leben primär in großstädtischen Räumen Westdeutschlands beziehungsweise generell in westdeutschen Gegenden mit sogenannten »alten Industrien«, da sie hier bei ihrer Ankunft als »Gastarbeiter« weit überwiegend Beschäftigung in Form von minderqualifizierten Tätigkeiten fanden. Von daher ergeben sich die überdurchschnittlich hohen Migrant*innen Anteile an der Wohnbevölkerung – auch bei Kindern und Jugendlichen – in den Stadtstaaten sowie in den durch alte Industrien geprägten Flächenstaaten:
am höchsten sind diese Anteile in
Bremen (34,2 Prozent),
Hamburg (30 Prozent),
Baden-Württemberg (31,2 Prozent),
Hessen (29,3 Prozent),
Berlin (30,8 Prozent;
überproportional in Westberlin)
Nordrhein-Westfalen (27,2 Prozent)
sowie in Frankfurt (51 Prozent).

Bevölkerung mit Migrationshintergrund

Etwa seit Beginn unseres Jahrzehnts hat ca. die Hälfte der seitdem in Deutschland Geborenen einen vollständigen oder teilweisen Migrationshintergrund[1]. Dabei liegt der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund höher, je jünger die Bevölkerung ist.

2016: Personen mit Migrationshintergrund bundesweit[2]

0 – 10-jährige	40 %
20 – 45-jährige	25 %

2011: Personen mit »Migrationshintergrund im engeren Sinne«[3]

0–4-jährige	38,9 %
unter 25-jährige	28,7 %
in der Gesamtbevölkerung	19,5 %

2011: Altersstruktur

	Migrationsbevölkerung	Deutsche ohne Migrationshintergrund
0 – 4-jährige	7,2 %	3,3 %
Ab 65-jährige	9,5 %	23,7 %

Neuere Zahlen allerdings belegen, dass unter den jüngeren Migrant*innen die Geburtenquote ebenfalls rückläufig ist.

In den Jahren 2005, 2009 und 2013 wurde beim Mikrozensus zusätzlich die Bevölkerung mit Migrationshintergrund »im weiteren Sinn« abgebildet. Diese umfasst auch in Deutschland geborene Personen mit Migrationshintergrund, die die deutsche Staatsangehörigkeit seit Geburt haben, aber nicht mehr mit ihren Eltern in einem Haushalt leben. Diese Personen mit Migrationshintergrund tauchen in der Statistik nur auf, wenn die Befragten explizit nach den Migrationsmerkmalen der Eltern gefragt werden. Dies geschieht jedoch nicht bei jedem Mikrozensus.

1 vgl. Beauftragte 2005: 160, 561; s.a. M. Böhmer 2007:46
2 vgl. Bildungsbericht 2016
3 vgl. Statistisches Bundesamt 2012b: 32
4 vgl. Statistisches Bundesamt 20127

Prof. Dr. Vassilis Tsianos

geb. 04.07.1969 in Hamburg

Studium der Soziologie, Politologie und Psychologie an der Universität Hamburg

Promotion mit dem Titel »Imperceptible Politics. Rethinking Radical Politics of Migration and Precarity Today« an der Universität Hamburg

Professor für »Soziale Ungleichheit und Methoden der empirischen Sozialforschung« an der Hochschule für angewandte Wissenschaften, Hamburg

Vertretungsprofessor im Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit an der Fachhochschule Kiel

Mitglied der Kommission zu »Flüchtlings-und Einwanderungspolitik« der Heinrich-Böll-Stiftung

Mitglied des Rates für Migration

Mitbegründer von Kanak-Attak

Kontakt:
Vassilis.Tsianos@FH-Kiel.de

2013: Personen mit Migrationshintergrund

Migrationshintergrund im weiteren Sinn	20,5 %	16,5 Mio
Migrationshintergrund im engeren Sinn	19,7 %	15,9 Mio

Eheschließungen[4]

	2016		2015	
gesamt	410.426	100,0 %	400.115	100,0 %
deutsch-deutsche Ehen	351.123	85,6 %	343.967	86,0 %
Ehen mit ausländischer Beteiligung	59.303	14,4 %	56.148	14,0 %
Binationale Ehen mit deutscher Beteiligung	48.097	11,7 %	45.915	11,4 %

Damit war im Jahr 2016 etwa jede achte Eheschließung eine binationale. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Eingebürgerte als Deutsche zählen – dass also zahlreiche Ehen von Menschen »mit Migrationshintergrund« als deutsch-deutsche Ehen gelten, auch wenn sie in ihrer Lebenspraxis durchaus binational/bikulturell sind. Die Anzahl der eingetragenen Lebenspartnerschaften wurde statistisch nicht erhoben.

Neue Formen der Vergesellschaftung

Ein weiterer Bereich für das Verständnis der postmigrantischen Gesellschaft ist der Umgang mit neuen religiösen Formen der Vergesellschaftung. Der Begriff des Postsäkularen bezieht sich auf Jürgen Habermas' Überlegungen zum postsäkularen Zeitalter. Damit adressiert er die vernachlässigte Relevanz des Religiösen als zeitgemäße kulturelle Form des Spätkapitalismus. Auch Stuart Hall versteht das Aufkommen postsäkularer Organisationsformen als neuartige kulturelle Systeme der Identifikation, welche die Vorstellungen von neuen Gemeinschaften in der Einwanderungsgesellschaft zum Ausdruck bringen können.

Unter postsäkularen Politiken verstehe ich Politiken der Differenz und der Zugehörigkeit, welche die gelebte Spiritualität anerkennen und die damit verbundenen diasporischen Chancen transnationaler Mehrfachzugehörigkeiten für die städtische Migrationsgesellschaft nutzen. (Tsianos, 2016, Tsianos, 2014)
Viele Migrant*innen aus muslimischen Ländern beispielsweise bezeichnen und identifizieren sich inzwischen – ganz unabhängig vom Grad ihrer praktizierten Religiosität – nicht mehr als Türk*innen oder Libanes*innen, sondern als Muslime. Sie tun dies, weil sie im politischen Diskurs und von der mehrheitsdeutschen Öffentlichkeit als Muslime adressiert werden. Da muslimisch sein mit sehr negativen Stereotypen verbunden wird, führt die Fremdzuschreibung als Muslim in besonderer Weise dazu, dass sich die so Adressierten gezwungen fühlen, sich innerhalb der semantischen Ordnung der Stereotypisierung zu erklären, um dem negativen Bild auf diese Weise der Repräsentation ihrer Lebensverhältnisse im Kontext des antimuslimischen Rassismus etwas positives entgegenzusetzen. Dementsprechend scheinen Fragen der Migration und Benachteiligung häufig in interreligiöse Dialoge ausgelagert zu werden, was Fragen bezüglich der Einschätzung der Wichtigkeit postlaizistischer Spiritualität im Kontext migrationspädagogischer Interventionen neu aufwirft (Tsianos/Karakayali, 2014).

Neue Formen der Segregation

Ein weiterer Bereich für die postmigrantische Gesellschaft sind Bildungs- und Erziehungskontexte. Wir stellen fest, dass sich mit diesen veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen neue, flexiblere Formen von Mehrfachdiskriminierung etablieren, in denen die Einteilung in »Deutsche« und »Ausländer*innen« teilweise abgelöst werden, wobei die mit den alten Einteilungen verbundenen Ausschlüsse nicht aufgehoben sind. Dies gilt auch für den Bereich der Bildung, denn die gegenwärtige Situation an Kreuzberger Grundschulen zeigt, so die Studien von Juliane Karakayali und Birgit zur Nieden, auf deren Arbeiten ich im Folgenden hauptsächlich rekurriere (Karakayali 2018, Karakayali/zur Nieden, 2018, Karakayali/zur Nieden 2015) – dass die getrennte Beschulung von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund nach wie vor keine Seltenheit ist. Die Soziologinnen verweisen dabei auf die erstaunlichen Befunde einer Studie des Sachverständigenrates deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR) aus dem Jahr 2012, wonach es Grundschulen gibt, deren Anteil nicht-deutscher Kinder bis zu 200 Prozent über dem des Einzugsgebietes liegt. Und andere, bei denen der Anteil der deutschen Schüler*innen deutlich höher ist, als der des Einzugsgebiets. In dieser Studie des SVR werden die abweichenden »Mischungen« innerhalb der Bewohner*innenschaft eines Stadtteils und der zugeordneten Schule vor allem mit dem Schulwahlverhalten von sogenannten »bildungsnahen« Eltern in Verbindung gebracht (vgl. SVR 2012, S. 2 und 9ff), von denen angenommen wird, dass sie eher herkunftsdeutsch und der Mittelschicht zuzurechnen sind.

Eltern, so die Studie, melden ihre Kinder nicht auf der Schule des Einzugsgebietes an sondern an einer Schule mit einem möglichst niedrigen Anteil an Schüler*innen mit – insbesondere arabischen oder türkischen – Migrationshintergrund (vgl. SVR 2012, S. 6ff). Die Soziologinnen Juliane Karakayali und Birgit zur Nieden haben diesen Problemzusammenhang der selektiven Schulwahlpolitik seitens der Eltern untersucht, und erstaunliche empirische Befunde für diese institutionelle Segregationspraxis geliefert (Karakayali/zur Nieden 2018). Sie argumentieren, dass seit der Abschaffung der »Ausländerregelklasse« in Berlin im Schuljahr 1994/95 beim Schuleintritt festgestellt wird, ob ein Kind »nichtdeutscher Herkunftssprache« (»ndH«) ist. Zu Recht betonen sie dabei, dass diese Zuordnung nichts über die Deutschkenntnisse eines Kindes aussagt, sondern nur, dass es noch mindestens eine weitere Sprache spricht bzw. dass eine andere Sprache als Deutsch als Familiensprache betrachtet wird. Damit erscheint, so die Autorinnen, diese Zuordnung wie eine metonymisierende Markierung, die dazu dient, die problematische Kategorisierung als »Ausländer*in« abzulösen.

Darüber hinaus, fanden sie heraus, dass diese Kategorie die damit Zugeordneten in der Praxis per se als nicht eindeutig definiert lässt. Denn es gibt kein einheitliches Verfahren, wie »ndH« festgestellt wird: jeder Berliner Schule ist es überlassen, wie sie »ndH« bestimmt. Damit bleibt aber auch unklar, ob Eltern selbst, Sekretär*innen oder Schulleiter*innen diese Zuordnung vornehmen.
Eine besondere Bedeutung bei der Segregation von Grundschulklassen, so die Forscherinnen, kommt den Gruppenanmeldungen zu:
*»Hier finden sich Eltern vor dem Termin der Schulanmeldung in Gruppen zusammen und bieten einer Schule mit hohem Anteil an »ndH-Kindern« an, sich als Gruppe an dieser Schule anzumelden, wenn alle Kinder dieser Gruppe in eine Klasse kommen. Nicht für alle Eltern, die ihre Kinder per Gruppenanmeldung an einer Schule anmelden, ist das Ziel, eine homogene Klasse herzustellen – das Argument ist häufig gerade die »Mischung«. Gleichwohl aber handeln die Gruppen in dem Wissen, dass sie als Herkunftsdeutsche und/oder erkennbare Mittelschichtszugehörige für Grundschulen in Kreuzberg attraktiv sind, weil sie mit ihrer bloßen Anwesenheit den Ruf der Schule verbessern – aus diesem Grund lassen sich Schulleiter*innen auf das Procedere ein.*
*Getrennte Klassen werden aber nicht nur im Zuge von Gruppenanmeldungen eingerichtet, sondern Schulen legitimieren die Trennung häufig auch mit organisatorischen Abläufen, wie z.B. der Einrichtung evangelischer Klassen, Klassen für Deutsch-Muttersprachler*innen, oder einer Klasseneinteilung, die sich an der Nachmittagsbetreuung orientiert (Schüler*innenläden oder Ganztagsbereich, wobei die Schüler*innenläden auch wegen der höheren Kosten zumeist von Mittelschichtseltern gewählt werden).*
Segregierende Effekte hat auch das Angebot spezifischer Lerninhalte und Lernformen, wie z.B. Schulklassen mit Theaterschwerpunkt, Montessori-Ansätzen oder offenem Unterricht, von dem sich offenbar eher herkunftsdeutsche Eltern angesprochen fühlen.«
(Karakayali/zur Nieden, 2015, S. 91 ff.)

LITERATUR

Karakayali, Juliane (2018):
(K)eine Frage der Wahl: Segregation und Grundschule in der Perspektive des institutionellen Rassismus.
In: Migration und Soziale Arbeit, Nr. 2/Jg 2018, S. 131–138

Karakayali, Juliane; zur Nieden, Birgit (2018):
»Es ist so eine Art Schutzraum auch«. Institutionelle Segregation und ihre Legitimierung im Kontext von Willkommensklassen.
In: Dewitz, Nora von / Terhart, Henrike / Massumi, Mona (Hrsg.): Übergänge in das deutsche Bildungssystem: Eine interdisziplinäre Perspektive auf Neuzuwanderung.
Weinheim, Beltz Juventa.

Karakayali, Juliane; zur Nieden, Birgit (2015):
Harte Tür. Schulische Segregation nach Herkunft in der postmigrantischen Gesellschaft.
In: Geier, Thomas/Zaborowski, Ulrike (Hg): Migration: Auflösungen und Grenzziehungen. Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung.
Wiesbaden, Verlag Springer, S. 81–97.

Tsianos, Vassilis S. et al. (Hg.) (2016):
Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft. Movements.
Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung.
Jg. 2, Heft 1/2016, Bielefeld, Verlag transcript.

Tsianos, Vassilis S. (2014):
Homonationalismus und New Metropolitan Mainstream. Gentrifizierungsdynamiken zwischen sexuellen und postsäkularen Politiken der Zugehörigkeit
in: sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung, Heft 3, S. 59-80.

Tsianos, Vassilis S.; Karakayali, Juliane (2014):
Rassismus und Repräsentationspolitik in der postmigrantischen Gesellschaft.
in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ).
Heft 13–14, S. 33–39.

»Good-Diversity« und »Bad-Diversity«

Wir können also feststellen, dass Segregation nach dem Kriterium der nicht-»biodeutschen« Herkunft auch in der Schule der postmigrantischen Gesellschaft stattfindet. Die Träger eines »Das-wird-man-doch-wohl-noch-sagen-dürfen! - Rassismus« sind zunehmend die heillos überforderten Aufsteigerfraktionen der Mittelschicht, die ihre Statuspanik in den Schulhöfen und in der U-Bahn erleben und mit antimuslimischer Rhetorik ausagieren. Moralpaniken waren schon immer von elitären Initiativen zur autoritären Bewältigung des sozialen Wandels getragen. Gegen diesen Wandel artikulieren sich mittels »moralischer Paniken« neue städtische Eliten zur Durchsetzung eines »zivilisatorischen Auftrags« zur Disziplinierung devianter Subjekte. Ihre Funktion besteht darin, die Selbstaktivierung städtischer Eliten als »Reform-Eliten« zu begründen. Aussagen von Bürger*innen wie die von der Volksinitiative »Hamburg für bessere Integration«, »1.000 Meter Mindestabstand«, um »sorgenfrei und sicher« im Quartier zu leben, argumentieren im Namen einer besseren Integration von Geflüchteten, praktisch aber stellen sie eine neue Form von Zuzugssperren dar und erwirken einen Baustopp für Flüchtlingsunterkünfte. Dieser postliberale Rassismus der autoritären Bewältigung vom sozialen Wandel der postmigrantischen Gesellschaft basiert in der Akzeptanz von Diversity und nicht in ihrer Zurückweisung. Es handelt sich dabei um eine konservative Wendung von Diversity: es wird eine Überwindung des Rassismus und eine Gleichheit aller behauptet. Als Beweis für diese Gleichheit und das Verschwinden des Rassismus wird die in den Medien, der Politik u.a. zweifellos sichtbare Diversität angeführt. Erfolgreiche Menschen mit »Migrationshintergrund« dienen als Beleg dafür, dass gesellschaftliche Teilhabe eine Frage der eigenen Anstrengung und des eigenen Willens ist. So steht einer »Good Diversity« eine »Bad Diversity« gegenüber – zu letzterer gehören etwa die »Parallelwelten« von Geflüchteten, Muslimen, Sinti und Roma.

Fazit

Migrationsprozesse begleiten schon seit Jahrhunderten moderne Nationalstaaten. Umstritten war historisch nicht die Faktizität der Migration sondern ihre Normalität. Rassismus, Antisemitismus und Hypernationalismus waren historisch die Formen der Normalitätsverweigerung mit fatalen Konsequenzen sowohl für die davon betroffenen Minderheiten aber auch letztendlich für die migrationsskeptischen Mehrheiten. Doch diese segregativen Praktiken und die damit verbundenen kompetitiven Abwehrpaniken wurden und werden nicht nur erlitten sondern auch umkämpft beziehungsweise stellen heute die neuen Spannungsräume der etablierten postmigrantischen Gesellschaft in Deutschland dar, in denen ein Potenzial für die Erschaffung neuer Rechte entsteht, das gesamtgesellschaftlich wirkt und auf das Finden von Rechtsprechungen und Gerechtigkeitsordnungen jenseits der Grenzen der Politiken der Staatsbürgerschaft zielt. Die postmigrantische Gesellschaft zeichnet sich aus durch eine veränderte Repräsentation gesellschaftlicher Diversität, in der die Teilhabe- und Partizipationsrealitäten durch die Migration neu verhandelt werden.

Ausgewähltes Projekt:

Bewusst – gesund – aktiv

Name des Projekts	**Bewusst – gesund – aktiv**
Worum geht's?	**Gesundheitsförderung von Familien in benachteiligten Stadtteilen mit einem partizipativen Ansatz**
Ort & Geschäftsstelle	**Leipzig**
Zeitraum	**2017–2021**

Özcan Karadeniz

Das im Rahmen des Präventionsgesetzes (2015) entwickelte Projekt zur Gesundheitsförderung von Migrant*innen gibt es neben Leipzig noch in neun weiteren Projektstandorten in Deutschland. Es handelt sich um eine Kooperation zwischen dem Paritätischem Gesamtverband, dem Verband der Ersatzkassen (vdek) und der Kooperationsgemeinschaft unternehmensnaher Krankenkassen (kuk).

In Leipzig wurde von August bis Dezember 2017 eine Erhebung mithilfe eines Fragebogens durchgeführt, um die spezifischen Bedarfe von migrantischen Familien festzustellen. Dabei kristallisierten sich als größte Zugangsbarrieren heraus: die Sprache, die mangelnde interkulturelle Kompetenz des Gesundheitspersonals, geringe Kenntnisse über staatliche und von Krankenkassen angebotene Vorsorge sowie eine negative Selbstwahrnehmung als Folge von diskriminierenden Erfahrungen.

Von Januar bis April 2018 wurden gemeinsam mit den Teilnehmenden am Projekt Methoden und Konzepte entwickelt, um den identifizierten Zugangsbarrieren zu begegnen. Die spezifischen Ressourcen der teilnehmenden Familien einzubeziehen, spielte dabei eine zentrale Rolle. Seit Mai werden nun die entwickelten Maßnahmen umgesetzt, dabei wird vor allem auf die aktive Mitgestaltung der Teilnehmenden Wert gelegt. Außerdem sollen langfristig Impulse gesetzt werden. Dies geschieht z. B. über eine Sensibilisierungskampagne für Gesundheitspersonal, mit Info- und Aufklärungsmaterial. Aktuell wird z. B. ein Eltern-Kind-Yoga-Kurs angeboten zur besseren Stressbewältigung. Das Angebot erleichtert das Knüpfen sozialer Kontakte und unterstützt die weitere Entwicklung persönlicher Kompetenzen. Er findet im Park statt und bietet eine Möglichkeit für Bewegung und Entspannung im öffentlichen Raum.

Das blieb im Kopf: Im Austausch am Projekttisch zeigte sich, dass es wohl aus gutem Grund mehr als einen Projektstandort gibt – Teilnehmende der Fachtagung berichten von ähnlichen Zugangsbarrieren und Bedarfen aus verschiedenen Städten in Deutschland.

FRAGEN AN DIE PROJEKTLEITERIN NURIA SILVESTRE

Das Projekt »Bewusst – gesund – aktiv« richtet sich an Familien mit Migrationsgeschichte. Was beschäftigt die Familien, wenn es um die Gesundheit geht?

An erster Stelle stehen Fragen, wie finde ich gute Ärzte, die vielleicht auch meine Sprache sprechen oder wer kann mich sprachlich unterstützen. Viele kennen unser Gesundheitssystem nicht und wissen nicht, worauf sie Anspruch haben. Daher sind Hinweise auf mehrsprachige Materialien ein wichtiger Ansatzpunkt unserer Arbeit.

Gerade neu zugezogene Familien erleben Stress und Anspannung: sich Eingewöhnen an einem neuen Lebensort, eine neue Arbeitsstelle und die Sorge um eine gute Betreuung der Kinder in Kindergarten und Schule.

Die Familien bemühen sich, sich hier zurecht zu finden, sich zu orientieren. Sie suchen den Austausch mit Gleichgesinnten, informelle Kontakte auf eher privater Ebene, einen vertrauten Rahmen eben. Auch ein Austausch darüber, wer welche Erfahrungen mit den Ärzten vor Ort gemacht hat, wird immer wieder gewünscht. Daher braucht es Freiräume für Austausch und Vernetzung.

Welche konkreten Angebote für die Familien entstehen daraus?

*Die Erfahrungen zeigen, dass nur solche Angebote angenommen werden, die auf die Bedarfe der Teilnehmer*innen zugeschnitten sind. Wir hatten bisher im Projekt eher Kontakte zu Familien mit Kindern im Kindergartenalter, darunter viele alleinerziehende Mütter. Daher war uns ein Eltern-Kind-Angebot wichtig. Mit dem Einführungskurs Eltern-Kind-Yoga konnten wir das umsetzen. Im Rahmen des Yoga-Kurses wurde immer wieder Gesundheitserziehung der Kinder thematisiert. Ich fand heraus, dass dieses Thema von den Erzieher*innen in den Kitas an die Eltern gerichtet wurde und die Eltern ein wenig verunsichert waren, z.B. weil sie sich bisher wenig Gedanken dazu gemacht haben. Also entschieden wir, hierzu ein Informationstreffen anzubieten.*

Die Idee zu einem Erste-Hilfe-Kurs brachten ebenfalls teilnehmende Frauen ein. Sie wollen sich selbst helfen können und gemeinsam lernen, wie das geht. Dabei sind sie auch bereit, für andere Teilnehmerinnen zu dolmetschen, Kinderbetreuung zu organisieren etc. Der Erste-Hilfe-Kurs soll an einem Wochenende in einem Tagungshaus auf dem Land stattfinden. Wichtiger Nebeneffekt dabei: die gemeinsame Erholung und genügend Zeit für den Austausch untereinander.

Neben den Familien beschäftigt Ihr Euch mit dem Gesundheitssystem, mit Ärzten und Gesundheitspersonal. Wo drückt hier der Schuh?

*Es ist die schwierige sprachliche Verständigung zwischen Migrant*innen und Gesundheitspersonal, das den Zugang zu ärztlicher Versorgung erschwert. So berichtete eine Patientin davon, dass sie erst einen Arzttermin vereinbaren konnte, nachdem der Ehemann, der besser Deutsch sprach, intervenierte.*

*Migrant*innen erhalten auch kaum Informationen zu Vorsorgeuntersuchungen. Das erstaunte uns, da es doch von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zahlreiche Informationsmaterialien in unterschiedlichen Sprachen gibt. Viele Arztpraxen in Leipzig haben solche Materialien nicht ausliegen, sie haben einfach die Migrant*innen als Patient*innen nicht im Blick.*

Einem Diabetespatienten aus Syrien würde ein Informationsblatt zu dieser Krankheit in arabischer Sprache sehr viel nützen. Er würde aber selbst nie danach fragen, da er solche Angebote aus seinem Herkunftsland nicht kennt.

*Wir fragen zurzeit Ärzte und Gesundheitspersonal nach ihren Erfahrungen mit migrantischen Patient*innen und bieten Unterstützung an für spezifische Herausforderungen. Dabei denken wir z.B. an Angebote zur interkulturellen Sensibilisierung oder an eine Unterstützung bei der sprachlichen Verständigung. Hier arbeiten wir eng zusammen mit dem Gesundheitsamt, dem Referat für Migration und Integration und den Migrantenbeirat der Stadt Leipzig.*

*Kooperationspartner im Projekt sind auch Krankenkassenverbände. Wie können Krankenkassen zur Gesundheitsprävention von Migrant*innen beitragen?*

*Ich wünsche mir von den Krankenkassen mehr Transparenz und spezifische Informationsangebote für Migrant*innen. Für sie sind Krankenkassen doch eine Art Behörde, wo alles sehr formal geregelt wird. Wenn man Informationen benötigt, muss man anrufen, hingehen oder einen Brief schreiben. Dazu muss man wissen, was wichtig ist nachzufragen, z.B. wenn es um die Bewilligung einer Behandlungsmaßnahme geht. Das ist eine hohe Hürde für viele Migrant*innen, die zudem im Umgang mit Behörden nicht immer angenehme Erfahrungen machen.*

*Der Service der Krankenkasse erschöpft sich bei Migrant*innen oft im Zuschicken der Gesundheitskarte. Hier könnte mehr erfolgen, z.B. ein Willkommensschreiben in einfacher Sprache mit Hinweisen auf Vorsorgeuntersuchungen und Präventivangeboten.*

Eine Informationswebseite in einfacher Sprache zur Arbeitsweise und den Zuständigkeitsbereichen der Krankenkassen wären super und vor allem Hinweise auf Links mit mehrsprachigen Informationsmaterialien.

Vielen Dank für das Gespräch!

Ausgewähltes Projekt:

Familie Schwarz-weiß

Name des Projekts	**Familie Schwarz-weiß**
Worum geht's?	**Empowerment von Familien im Umgang mit Rassismus**
Ort & Geschäftsstelle:	**München**
Zeitraum:	**laufend**

Freweini Zerai

Die Erfahrung, als »sichtbar andere« Familien besonders wahrgenommen, beäugt und gemustert zu werden, gehört für afrodeutsche, Schwarz-weiße Familien zum Alltag. In unzähligen Situationen erleben sie die Wirkung rassistischer Haltungen in der Gesellschaft auf ihr persönliches Umfeld und auf das Beziehungsgefüge in der Familie. Die Erfahrung, jederzeit zur Zielscheibe von Rassismus und Diskriminierung werden zu können hinterlassen Spuren im Selbstbewusstsein von Kindern und Eltern.

»Wie können wir als Eltern zusammenwirken, die Kinder stärken, ihnen emotionale Sicherheit geben und immer hinter ihnen stehen?« Für schwarz-weiße Familien haben diese Fragen eine besondere Bedeutung, denn auch innerhalb der Familie werden sie immer wieder trennende Erfahrungen machen. Rassismus hat tiefe Auswirkungen auf die Identität Schwarzer und weißer Menschen und auf ihre Beziehung zueinander. Nicht selten fühlen Eltern sich in kritischen Situationen überfordert. Sie sind oft unsicher, wie sie ihre Kinder wirksam unterstützen und wo sie selbst Rückhalt finden können.

»Familie Schwarz-weiß« ist ein spezifisches Angebot für Familien, um sie im Umgang mit rassistischen und ausgrenzenden Erfahrungen zu stärken. In München z. B. werden Familien im Rahmen der Beratung oder der Gruppenangebote für Eltern und Kinder begleitet. Wichtig dabei ist es, immer im Blick zu haben, dass Familien geschützte Räume nutzen können, um eigene Stärken und Ressourcen zu entdecken, um sich zu empowern. Nur so können sie selbst Verhaltensweisen entwickeln, die sie im Umgang mit Rassismus stärken, nur so können sie sich gegenseitig Halt und Vorbild sein.

So stehen Gruppenangebote wie »weiße Mütter Schwarzer Kinder« oder »POC-Kinder«, Familienseminare und Workshops zum Thema Rassismus und „critical whiteness" immer wieder auf dem Programm. Wir legen großen Wert darauf, dass die Referent*innen und Berater*innen in diesen Angeboten eigene Erfahrungen mit gelebter Diversität mitbringen und die Bedarfe und Ressourcen der Zielgruppe sehr genau kennen. Denn für die Teilnehmenden sind sie wichtige Vorbilder für die Normalität gelebter Familienvielfalt.
Für die Zukunft sind Angebote im erlebnispädagogischen Bereich zur Steigerung des Selbstwertgefühls Jugendlicher geplant. Das Format eines Empowerment-Workshops soll dazu thematisch und methodisch an die Bedarfe der jungen Generation angepasst werden. Außerdem sollen künftig Kooperationen wie die mit der Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland (ISD) erweitert und die politische Lobbyarbeit verstärkt werden.

Das blieb im Kopf: Die Frage, die rassismuskritische Arbeit wohl immer begleitet: Verstärken wir etwas, das wir abschaffen wollen?

»Sichtbar anders«
Aus dem Leben afrodeutscher Kinder und Jugendlicher

Verband binationaler Familien
und Partnerschaften, iaf e.V. (Hrsg.)
Sichtbar anders – aus dem Leben afrodeutscher Kinder und Jugendlicher
Verlag Brandes & Apsel,
2. Auflage 2010, Frankfurt am Main

»ACH, SIE SIND DIE MUTTER!«

»Am Wichtigsten fand ich den persönlichen Austausch, Personen aus dem Projekt kennen zu lernen und die Möglichkeit, mit ihnen die eigenen Fragen zu besprechen.«

»Darf ich da mal reinschauen?«, fragte mich die Kleine. »Natürlich darfst du« antwortete ich, seit vier Wochen stolze Mama eines kleinen Jungen und nun endlich unterwegs mit dem schicken dunkelblauen Kinderwagen, der uns fast so viel gekostet hatte wie unser altes Auto.

Melina, unser griechisches Nachbarmädchen, stellte sich auf die Zehenspitzen , um möglichst viel von dem eingemummelten Baby sehen zu können. Nach dem ersten »Och, wie süß« und »Darf ich das Baby mal anfassen?« fixierte sie mich mit dem kritischen Blick einer Fünfjährigen: »Und ich dachte immer, deutsche Frauen bekommen deutsche Babys!«, stellte sie sachlich und unbefangen fest. Natürlich habe ich damals gelacht und etwas geantwortet wie: »Ach ja, Kinder!« als ihre Mutter Melina mahnend vom Kinderwagen wegzog und die Feststellung ihrer Tochter mit »So etwas sagt man nicht« kommentierte.
Nein, so etwas sagt man nicht – aber denken! Unzählige Male die Blicke, die stumme Frage. Unzählige Male: »Ist das Ihrer? Haben Sie den adoptiert?« Unzählige Male: »Ach, ist der süß! Und er spricht so gut deutsch. Ach, nein, das gibt's doch nicht, das ist Ihr Kind!« Aus dem süßen Baby wurde ein Kindergartenkind, das immer vorn stehen musste, wenn der Fotograf kam, und am liebsten unsichtbar gewesen wäre. Ob es ein Sonnenstudio gibt, wo man weiß werden könne, hat er mich mal gefragt, und es hat mir wehgetan.

»In der Schule wird er es schwer haben, da geht es richtig los« warnten mich besorgte Freundinnen. War es schwer für ihn? Ich weiß es ehrlich gesagt nicht. Er war kein einfacher Schüler, widersetzte sich der Lehrerautorität, schaltete auf stur, war unzugänglich. »Du musst doch auch das tun, was sie dir sagt«, versuchte ich zu vermitteln, »es ist doch schließlich deine Lehrerin!«. »Nein, muss ich nicht«, hat er geantwortet, »sie ist mir egal, und ich höre nicht auf Leute, die mir egal sind«. »Das tust **du** auch nicht«, setzte er noch einen drauf. »Das ist **mein** Sohn«, habe ich mir gedacht, aber gesagt: »So geht das nicht. Man muss sich auch mal anpassen.« Da hat er mich aus den Augenwinkeln mit einem »Ach, das glaubst du doch selbst nicht«-Blick angeblitzt.

Ich habe mich angepasst. Mir brav die Tiraden bei Elternsprechtagen angehört: »Wissen sie, wir behandeln hier alle Schüler gleich. Wir haben hier Schüler aus vielen Nationen…..!« Und sicher hatte ich diesen Blick in den Augenwinkeln, diesen »Das glaubt ihr doch selbst nicht«-Blick. Ich gebe zu, dass ich es ihnen bei diesen Veranstaltungen schwer gemacht habe. Grauer Hosenanzug und klassische Pumps. Nur nicht in die Mama-Schublade gesteckt werden. Und schon gar nicht in die Afro-Mama-Schublade. Bunte Gewänder und das dünne Blondhaar zum Rastaschopf gebunden, welcher beamtete Studienrat wird so eine ernst nehmen? Ich habe mich bemüht, ihnen immer einen Schritt voraus zu sein, ihre Gedanken vorweg zu denken, um meinem Sohn seine Freiräume zu erhalten.

Als seine Hosen in die Kniekehlen rutschten, wusste ich, dass die Kinderzeit endgültig vorbei war. Jetzt war er nicht mehr süß, jetzt war er ein jugendlicher Ausländer. Ältere Damen wechselten die Straßenseite und klemmten die Handtasche unterm Arm fest. Und Ordnungshüter fragten beim bloßen Betreten öffentlicher Gehwege nach den Ausweispapieren, nicht ohne jedes Mal zu betonen, dass sie ein Recht dazu hätten. »Ich kann mir meinen Personalausweis auch auf die Stirn kleben oder vielleicht als Tattoo auf dem Oberarm anbringen lassen«, konterte mein Sohn. »Nun werd' mal nicht unverschämt«, sagten die Ordnungshüter, und wieder musste ich meinen Hosenanzug anziehen und Gespräche führen. Wieder erfuhr ich, dass alle gleich behandelt werden und es in Deutschland eine Ausweispflicht gibt. »Und warum werde ich nie nach meinem Personalausweis gefragt?«, kann ich mir die unkluge Frage nicht verkneifen. Damit habe ich mich geoutet und werde misstrauisch beäugt.
»Willst du dir die Haare nicht mal anders machen lassen?«, stichelte ich, »mit dieser Frisur und dem Goldkettchen siehst du aus wie ein Dealer!« »Weiß ich«, antwortete er ohne jede Überraschung, »aber es ist egal, ich sehe immer aus wie irgendjemand. Es ist mir egal, was sie denken, sie interessieren mich nicht, und ich bin sowieso immer der andere.«

Heidi Malke-Diop

Ausgewähltes Projekt:

Eltern gemeinsam aktiv

Name des Projekts	**Eltern gemeinsam aktiv**
Worum geht's?	**Eltern unterschiedlicher Herkunft erfahren gegenseitige Unterstützung und Empowerment**
Ort & Geschäftsstelle:	**Frankfurt am Main**
Zeitraum:	**2017–2020**

Mahwish Shahad-Niazi

Eltern gemeinsam aktiv reagiert auf die Diversität und Vielfalt in den Strukturen Frankfurter Familien, die sich z. B. dadurch bemerkbar macht, dass in Frankfurt 178 der weltweit 190 Nationen vertreten sind und über die Hälfte der Einwohner*innen einen Migrationshintergrund haben. Aus der Vielfalt aus mehrsprachigen, binationalen, neu zugewanderten, geflüchteten, sowie Familien mit und ohne Migrationshintergrund ergeben sich spezifische Bedarfe.
Die Eltern selbst sind die Experten in diesem Projekt. Es werden Möglichkeiten zum Austausch und zur Vernetzung geschaffen. Ein gemeinsamer Raum wird angeboten, in dem Familien mit unterschiedlichen Familienmodellen zusammenkommen, respektiert und miteinander verbunden werden – mit dem Ziel die Teilhabechancen der Familien zu erhöhen und Wege des eigenen Empowerments aufzuzeigen.

Im Projekt werden Informationen über regionale Familienangebote und -anlaufstellen geteilt, Veranstaltungen besucht und eigene Angebote entwickelt. So wurden gemeinsam das Senckenberg-Museum und das Kinder-Musiktheater besucht. Es hat sich eine regelmäßige Eltern-Kind-Capoeira Gruppe gebildet, die von einem engagierten Vater geleitet wird. Flexibilität sowie Kreativität bei der Umsetzung der Vorhaben und Angebote sind ein Kennzeichen dieses Projektes.
Ziel ist es weiterhin das Engagement und den Austausch Frankfurter Familien zu fördern, mit Inputs auf die Bedarfe der Eltern einzugehen und Empowerment-Prozesse zu stärken.

Das blieb im Kopf: Vielfalt, wie sie in Frankfurt zu finden ist, bedeutet auch, spezifische Ressourcen zu haben. Deshalb gilt es, die Vernetzung und die gesellschaftliche Teilhabe so zu fördern, dass diese Ressourcen gut miteinander geteilt werden.

»SICH OFFEN BEGEGNEN«

Ein wichtiger Eckpfeiler für die Projektarbeit sind die bereits engagierten Eltern. Sie bringen Freunde, Nachbarn und Bekannte aus ihrem Stadtteil mit und binden über die persönliche Beziehung weitere Eltern mit ein. Es entstehen aus den Gruppen heraus neue Ideen, die die Eltern gemeinsam umsetzen wollen. Das Projekt bietet ihnen hierfür einen Ort zum Austausch und einen unterstützenden Rahmen.

Auch wenn sich das Projekt vor allem an Eltern mit Kindern im Kita- und Grundschulalter richtet, sind die Themen und Interessen der Eltern sehr vielfältig. Dies wird durch unseren offenen Arbeitsansatz unterstützt, der aus den Themen und Fragen der Eltern die Projektangebote gestaltet.
Alle Eltern in Frankfurt sind willkommen. Wir arbeiteten bislang bewusst stadtteilübergreifend. Es zeigt sich aber, dass einige Elterngruppen eine stärkere Stadtteilorientierung bevorzugen. Daher sollen in den nächsten Monaten in 2-3 ausgewählten Stadtteilen hauptsächlich die Projektaktivitäten angesiedelt sein.
Ein wichtiger Eckpfeiler der Projektarbeit sind die bereits engagierten Eltern. Sie bringen Freunde, Nachbarn und Bekannte aus ihrem Stadtteil mit und binden über die persönliche Beziehung weitere Eltern mit ein. Es entstehen aus den Gruppen heraus neue Ideen, die die Eltern gemeinsam umsetzen wollen.

Herausforderung

Die Verbindlichkeit der Eltern stellt sich als schwierig dar, weil stets damit zu rechnen ist, dass sie sich ad-hoc doch noch für ein anderes Angebot entscheiden, wie zum Beispiel Schwimmen gehen bei sommerlichen Temperaturen. Oder es gibt Ausfälle, weil das Kind krank ist oder einfach nicht pünktlich aus dem Mittagsschlaf aufwacht. Positiv ist anzumerken, dass die Eltern ohne Ausnahme immer Bescheid geben, wenn sie verhindert sind. Für mich als Projektleitung ist an dieser Stelle Feingefühl, Verständnis und auch eine gewisse Gelassenheit gefordert. Dies gilt auch für die Anmeldung. Ich frage direkt bei den Eltern nach, wenn keine Rückmeldung kommt.

Die Eltern können sich u.a. auch über WhatsApp oder Facebook anmelden, weil Sie diese Kommunikationsformen tagtäglich nutzen. Es fällt Ihnen leichter sich für ein Angebot auf diesem Weg zu entscheiden, anstatt formal über ein Anmelde-Tool oder eine Webseite zu gehen. Zur stärkeren Herstellung von Verbindlichkeiten ist persönlicher Kontakt sehr wichtig. Das Nachfragen und der Small-Talk stellen eine wichtige Basis hierfür dar, damit Eltern weiterhin motiviert sind und in das Projekt einbezogen werden. Immerhin lebt das Projekt vom Engagement und Interesse der Eltern und kann daher nur so gut sein, wie die Eltern engagiert sind.

Arbeitsform

Der bisherige Austausch mit den Eltern läuft auf einer sehr persönlichen Ebene. Die Eltern sehen mich, die Projektleitung, stärker als Mutter, die sich auch im eigenen Interesse für die Belange der Eltern einsetzt. Diese Authentizität unterstützt gleichzeitig meine Glaubwürdigkeit als Projektleitung.
Informelle Formen der Zusammenarbeit werden von den Eltern bevorzugt, sie wollen kein übergestülptes Pflichtprogramm, sondern flexibel und selbstbestimmt agieren und sich austauschen. Eine entspannte kinderfreundliche Atmosphäre, in der alle Eltern jeglicher Herkunft, sozialem Status und Familienmodell willkommen sind, wirkt dabei unterstützend.

Mir ist es wichtig, immer wieder deutlich zu machen, dass das gesamte Projekt vom Engagement und den Aktivitäten der Eltern lebt.

Nächstes Vorhaben

Für das Projekt wünsche ich mir noch stärker die Teilnahme von neu zugewanderten, geflüchteten Familien. Es gibt Kontakte mit Gemeinschaftsunterkünften, wo das Projekt vorgestellt wurde. Doch damit ist es nicht getan. Den Familien dort fällt es oft schwer, Angebote außerhalb der Unterkünfte wahrzunehmen.
Daher ist eine Überlegung, zunächst ein Angebot vor Ort zu starten und dann in Kooperation, z.B. mit dem nahegelegenen Stadtteilbüro weitere Treffen außerhalb der Unterkünfte zu organisieren. Ich denke, es ist wichtig, dass die Familien auch andere Stadtteile kennen lernen. Wenn sie in eine eigene Wohnung wechseln, dann sind sie auf sich allein gestellt und dann zahlt es sich aus, wenn bereits vorher Kontakte mit anderen Eltern bestehen und Anlaufstellen bekannt sind.

Ausblick

Als Projektleitung wünsche ich mir, dass das Projekt vor allem nachhaltig wirkt und auch über die Projektlaufzeit hinaus von aktiven Eltern weitergetragen wird.
Ich wünsche mir ein »offenes Begegnen« von Familien - offen sein für ein gegenseitiges Lächeln kostet nichts. Einmal einen Theaterbesuch mit der Nachbarfamilie organisieren oder gemeinsam in den Zoo gehen und sich gemeinsam freuen über neugierige Kinderaugen. Dieses ganz normale über den eigenen Tellerrand gucken im Alltag, sich lösen können von Vorurteilen und Rassismus – ja genau, das wünsche ich mir.

Mahwish Shahad-Niazi

Gefördert durch:
Bundesministerium des Innern
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

Ausgewähltes Projekt:

Vaterzeit im Ramadan?!

Name des Projekts	**Vaterzeit im Ramadan?!**
Worum geht's?	**Gesellschaftliche Sensibilisierung für eine differenzierte Sicht auf migrantische muslimische Väter**
Ort & Geschäftsstelle:	**Leipzig**
Zeitraum:	**2014–2019**

Saad Malik

»Vaterzeit im Ramadan?!« will eine realistische Wahrnehmung von muslimischen Männern fördern. Ziel ist es, den oftmals vorurteilsbeladenen Bildern gegenüber muslimischen Männern und Vätern entgegenzuwirken, ohne dabei vorhandene Konfliktfelder auszublenden. Das Projekt thematisiert muslimische Vaterschaft und macht die gelebte Rollenvielfalt im Alltag von muslimischen Männern sichtbar.

Neben praxisorientierten Fortbildungsangeboten dienen Vorträge, Artikel und Interviews zur Sensibilisierung der (Fach-) Öffentlichkeit. Vor allem Multiplikator*innen sollen in die Lage versetzt werden, eine kritische Position gegenüber stereotypen Bildern von muslimischen Männern einzunehmen und diese Haltung in ihre Arbeitsfelder einfließen lassen.

Interaktiv gestaltete und vielfältige Medienprodukte wie die Ausstellung »Ein muslimischer Mann – kein muslimischer Mann« oder das Kurzvideo »Das postfaktische Zeitalter« ergänzen als öffentlichkeitswirksame Präsentationen diesen Ansatz. Wichtig dabei ist, die von diskriminierenden Zuschreibungen betroffenen muslimischen Väter werden mit ihren Erfahrungen immer einbezogen.

»Vaterzeit im Ramadan?!« wird im Rahmen des Bundesprogramms »Demokratie leben« gefördert.

Das blieb im Kopf: Wir sollten in unserem Alltag stärker Medienberichte kritisch hinterfragen, ihre Reproduktion stereotyper Bilder erkennen und den Blick für individuelle Vielfalt öffnen.

»Das postfaktische Zeitalter«
auf Youtube eingeben oder kopieren:
https://www.youtube.com/watch?v=DnJRxl33ikk

AUSSTELLUNG »EIN MUSLIMISCHER MANN – KEIN MUSLIMISCHER MANN?!«

Berichte über den Islam und besonders über muslimische Männer sind in Deutschland derzeit allgegenwärtig. Die meisten von ihnen zeichnen dabei ein immer gleiches Bild, das alle anderen Bilder zu überlagern sucht: Muslimische Männer werden als eine dunkelhaarige, junge, sexuell potente und aggressive Bedrohung »unserer« Gesellschaft und »unserer« Werte dargestellt. Dieses Bild ist weder neu noch unpolitisch. Vielmehr lassen sich seine Wurzeln bis in die Zeiten des Kolonialismus und auch des Nationalsozialismus verfolgen. Damals wie heute diente es dazu, den Krieg gegen die »barbarischen Anderen« zu legitimieren.

Entgegen solcher Homogenisierungen nimmt die Ausstellung »Ein muslimischer Mann – kein muslimischer Mann« ganz unterschiedliche Sichtweisen in den Blick, heute in Deutschland ein muslimischer Mann zu sein. Gleichzeitig laden die Exponate dazu ein, sich Gedanken über Mechanismen und Hintergründe der beständigen Darstellung des muslimischen Mannes als vermeintliche Bedrohung zu machen.

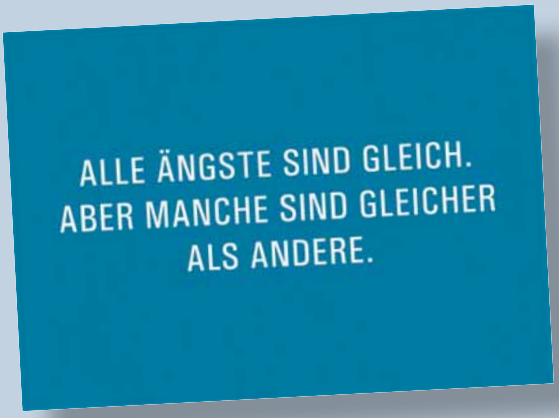
Fotoreihe mit muslimischen Männern

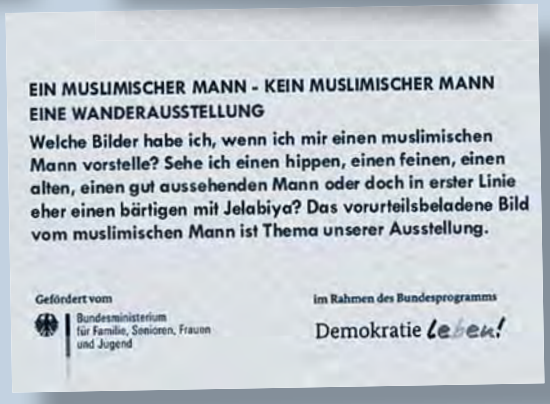
»Immer Jung«
Das Bild zeigt ein älteres Vater-Sohn Paar. Beide lachen und berühren sich dabei diskret. Die Bildunterschirift »immer jung« verortet das Bild als Gegenbild im Kontext medialer Darstellungen muslimischer Männer.

»Immer bedrohlich«
Das Bild zeigt einen jungen Vater mit seiner Tochter. Ergänzend wird an der Hörstation ein Interview abgespielt, in dem der Vater über sein Kind und seine Erfahrung in Deutschland spricht und ein Schlaflied für seine Tochter singt.

Interaktive Magnetwand

Eine Magnetwand zeigt einen Mann, der mit unterschiedlichen Bekleidungsstücken, Bärten und Frisuren bekleidet werden kann.
Die Besucher*innen können mit unterschiedlichen Kombinationen spielen und – im wahrsten Sinne des Wortes – eigene Bilder konstruieren.





Ausgewähltes Projekt:

Bilder im Kopf

Name des Projekts	**Bilder im Kopf**
Worum geht's?	**Vielfalt in Kinder- und Jugendmedien, Vorurteile in Kinder- und Jugendmedien erkennen und bewusst damit umgehen**
Ort & Geschäftsstelle:	**Landesgeschäftsstelle NRW**
Zeitraum:	**2015–2018**

Michaela Schmitt-Reiners

Anliegen dieses Projektes war es, Bücher und Medien für Kinder und Jugendliche zu finden, die die tatsächliche gesellschaftliche Vielfalt widerspiegeln. Mit Vielfalt sind hier verschiedene Bereiche, wie migrationsbedingte Vielfalt, Hautfarbe, Religion und Weltanschauung, Mehrsprachigkeit, Gender und sexuelle Identität, soziale Lagen und Milieus, Körper und Psyche und Familienformen gemeint.

Nur wenn sich diese Vielfalt in Kinder- und Jugendmedien wiederfinden lässt, werden sie dem Bedarf gerecht, ALLEN Kindern Identifikationsmöglichkeiten zu bieten. Zum Themenschwerpunkt migrationsbedingte Vielfalt wurde nach Büchern gesucht, die Migrationserfahrung, Aufenthaltsstatus, transnationales Familienleben, kulturelle Vielfalt, familiäre Mehrsprachigkeit und Mehrfachzugehörigkeiten thematisieren und als Normalität begreifen und darstellen.
Die Zielgruppe des Projektes war breit gefächert, so sollten neben Eltern auch Erzieher*innen und pädagogische Fachkräfte, aber auch Buchhandel und Bibliotheken, Verlage und Vorleseinitiativen angesprochen und für das Thema sensibilisiert werden.

Am Projekttisch konnten sich die Teilnehmenden eine mitgebrachte Auswahl an Büchern anschauen, einzelne Vielfaltsaspekte, die Grundlage von Identifikationsmöglichkeiten für viele Kinder in Deutschland sind, aufgreifen und diskutieren sowie Anregungen für die Alltagspraxis mitnehmen.

Das blieb im Kopf: Für die Broschüre »Gesellschaftliche Vielfalt im Kinderbuch«, in der Empfehlungen von Kinderbüchern festgehalten sind, die sich mit Mehrsprachigkeit und (religiöser) Vielfalt als Normalität befassen, wurden im Laufe des Projekts ca. 30 Bücher ausgewählt, analysiert und unter Berücksichtigung inklusiver Grundsätze als pädagogisch wertvoll bewertet. Hält man sich vor Augen, dass jährlich ca. 5000 Kinder- und Jugendbücher veröffentlicht werden, gibt die Zahl an empfehlenswerten Büchern doch zu denken.

»Ich will die eigenen "Bilder im Kopf" nicht vergessen, wenn ich das nächste Mal Kinderbücher anschaffe.«

ANREGEN, ANSTOSSEN UND BEISPIELE FÜR DIE PRAXIS MITGEBEN

Fragen an die Fortbildnerin Natascha Fröhlich

*Liebe Natascha, im Rahmen des Projekts »Bilder im Kopf« führst Du Workshops und Seminare für pädagogische Fachkräfte durch. Mit welchen Themen und Fragestellungen kommen die Teilnehmer*innen?*
Pädagogische Fachkräfte interessieren sich vor allem dafür, wie sie am besten Mehrsprachigkeit und interkulturelle Kinderbücher in den Kita-Alltag einbinden können.

Das sind sehr praktische Fragen. Was bietest Du ihnen denn an?
Entsprechend der Themen gibt es zwei Formate mit durchaus unterschiedlichen Herangehensweisen. In den Workshops zur Mehrsprachigkeit setze ich erst einmal bei der eigenen Haltung an. Mein Ziel ist es: Mehrsprachigkeit soll respektiert werden und ganz selbstverständlich zu einem normalen Kita-Alltag dazugehören.
*In den Workshops zur Vielfalt im Kinderbuch geht es zunächst um die eigenen »Bilder im Kopf«. Diese gilt es zu reflektieren und kritisch zu hinterfragen. Ich arbeite mit einem persönlichen, biografischen Ansatz. Frage die Teilnehmer*innen nach ihren Kinderbüchern und Bildern, mit denen sie groß geworden sind. Mein Ziel ist es, dass sie einen Blick dafür bekommen, wie sich interkulturelle Vielfalt in den Medien abbildet, ob diese positiv oder negativ konnotiert ist. Ich will ihren Blick schärfen für die versteckten Botschaften in den Kinderbüchern und für das, was diese Botschaften bewirken.*

Das hört sich gerade nicht sehr praktisch an. Wie geht es denn weiter?
*Ich arbeite direkt mit meinen mitgebrachten Materialien, nehme einzelne Buchseiten heraus, analysiere mit den Teilnehmer*innen gemeinsam die Bilder und Textpassagen. Wichtig ist auch, alles um die Bücher herum wie Plakate, Flyer, Einladungsschreiben mit einzubeziehen. Denn ein Buch allein entfaltet nicht die Wirkung, sondern es ist das gesamte Setting, das im Kita-Alltag auf die pädagogischen Fachkräfte und auf die Kinder und ihre Eltern einwirkt.*

Gibt es zum Thema Mehrsprachigkeit spezifische Aspekte, die wichtig sind?
*Mir ist es sehr wichtig, dass die Teilnehmer*innen die Perspektive der mehrsprachigen Kinder erkennen und nachvollziehen können, warum sie z.B. nicht ihre Familien- und Herkunftssprachen aktiv nutzen wollen. Mein Ziel ist es herauszuarbeiten, was die Kinder unterstützt und wie alle Sprachen in der Kita gewürdigt werden können.*
Dazu entwickeln wir im Workshop ganz konkrete Schritte und Herangehensweisen. Sehr beliebt ist bei den Kitas mehrsprachiges Vorlesen. Dabei kann ich gut auf die praxisnahe Online-Broschüre »Vorleseangebote mehrsprachig gestalten« unseres Verbandes zurückgreifen.

Du führst ja auch Angebote für Eltern durch. Welche Themen fragen diese nach?
Beliebt sind bei den Eltern die Workshops zur mehrsprachigen Erziehung.
Dabei kommt mir, denke ich, sehr zugute, dass ich selbst mehrsprachig aufgewachsen bin und zudem Erfahrungen als Mutter in einer bikulturellen Familie habe. Ich bin daher sehr authentisch und glaubwürdig für die Eltern. Ich kann z.B. aus eigener Erfahrung darüber berichten, dass ich die Sprache meiner iranischen Mutter phasenweise nicht sprechen wollte. Ich habe Diskriminierung und Ausgrenzung selbst erlebt. All dies stellt eine besondere Nähe her zu den Eltern.

…und wenn Du nicht über solche eigenen Erfahrungen verfügen würdest? Was machst Du dann?
Meine eigenen Erfahrungen sind sozusagen ein goody, etwas was hinzukommt. Wichtig ist es, auf die Anliegen der Eltern einzugehen und diese ernst zu nehmen. Ich verstehe daher solche Workshops auch als Gesprächskreis. Ich will die Eltern bei dem Vorhaben stärken, ihre Kinder mehrsprachig zu erziehen, und gebe Hinweise für den Familienalltag.
Themen zu Hautfarbe und Rassismus in Kinderbüchern werden ebenso oft in den Workshops nachgefragt und bearbeitet. Dabei kann ich wieder gut auf Empowerment-Strategien sowie Arbeitsansätze aus dem Verband zurückgreifen.

Wie erlebst Du die beiden doch sehr unterschiedlichen Zielgruppen, Eltern und pädagogische Fachkräfte? Was fällt auf?
Eltern sind in der Regel sehr interessiert und offen – sie geben mir persönlich viel an Respekt und Wertschätzung zurück. Sicherlich trägt hierzu bei, sich auf Augenhöhe zu begegnen.
Bei pädagogischen Fachkräften, die meist keinen persönlichen Migrationsbezug und keine interkulturellen Erfahrungen mitbringen, erlebe ich oft Widerstände. Da wird das Thema mit Überforderung in Verbindung gebracht: »wir machen doch schon so viel, Sprachförderung Deutsch und ein Elterncafé, jetzt sollen wir noch auf Mehrsprachigkeit und interkulturell korrekte Kinderbücher achten…«
Ich nehme oft eine Voreingenommenheit gegenüber zugewanderten Eltern wahr, denen man z. B. ungern Kinderbücher ausleiht – weil vermutet wird, dass sie den Umgang damit aus ihrem Herkunftsland nicht kennen.

Ich weiß, dass Du einen Bücher- und Medienkoffer zusammengestellt hast. Ist dieser immer mit dabei?
Ja, der Koffer ist ganz wichtig. Gerade die Materialen, Gegenstände zum Anfassen, stellen den Bezug zur Praxis her. In Kleingruppen können einzelne Bücher genauer betrachtet und besprochen und sogleich die zuvor gemeinsam erarbeiteten Kriterien konkret angewendet werden.
*Meist sind die Teilnehmer*innen erstaunt, dass es eine so große interkulturelle Vielfalt bei Büchern und Medien gibt. Viele nehmen sich vor, besprochene Kinderbücher anzuschaffen. Das ist doch super.*

Da drängt sich mir doch die Frage auf, wie nachhaltig Du deine Angebote und Maßnahmen einschätzt. Dies ist sicherlich nicht ganz einfach zu beantworten.
Stimmt! Da hast Du recht.
Als Fortbildnerin darf ich die eigenen Erwartungen nicht zu hoch anzusetzen. Ich muss realistisch sehen, was in einem Workshop von drei bis vier Stunden geleistet werden kann: anregen, anstoßen, irritieren und darauf hoffen, dass vorgestellte Beispiele übernommen werden und im Kita-Alltag Anwendung finden. So entsteht hoffentlich auf lange Sicht mehr Sensibilität für interkulturelle Themen und Rassismus.
Ich erlebe, dass die Angebote des Projektes gezielt nachgefragt werden, zum Beispiel über Trägereinrichtungen oder Fachberatungen, vielfach auch von Einsatzstellen, die Sprachförderkräfte im Bundesprogramm »Sprachkitas« begleiten. Über die Kitas wiederum kamen zahlreiche Elternworkshops zustande. Ich bewerte dies alles als Erfolg. Wenn die Kitas in meinen Angeboten keinen Nutzen sehen würden, würden sie diese nicht weiterreichen. Ich habe daher sehr stark die Hoffnung, dass vieles, was miteinander erarbeitet wurde, weitergeführt wird. Ich erhalte immer wieder sehr positive Rückmeldungen zu den Angeboten, wie praxisnah sie seien und wie gut sie sich eingliedern lassen in einen Kita-Alltag. Insofern: JA, die Angebote und Maßnahmen wirken schon nachhaltig.
Vielen Dank für das Gespräch!

KRITERIEN FÜR DIE PÄDAGOGISCHE ARBEIT MIT KINDERN

Individualität – Gleichwertigkeit
»Jeder Mensch ist etwas Besonderes.«

Identität
»Ich bin ok., so wie ich bin!«

Wertschätzung und Anerkennung
»Was ich mitbringe/ was ich kann, ist wichtig!«

Repräsentanz
»Hier finde ich ein Stück zu Hause!«

Heimliche Botschaften erkennen
»Was andere verletzt, ist nicht harmlos!«

Blickwinkel/ Perspektive ändern
»Meine Sicht ist nur eine von vielen!«

Gemeinsamkeiten entdecken
»Wenn wir gemeinsam spielen / lernen, entdecken wir vieles, was ähnlich ist!«

Solidarität fördern
»Wir halten zusammen und können uns wehren!«

Quelle: Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V.: »WeltKinderspiele – Interkulturelle Materialien und Ideen für den Alltag mit Kindern« (Eigenverlag, 2005)

Ausgewähltes Projekt:

Das interkulturelle Spielzimmer

Name des Projekts	**Das interkulturelle Spielzimmer**
Worum geht's?	**Einsatz von Spielmaterialien, die Vielfalt wertschätzend darstellen und die Entwicklung eines positiven Selbstbildes fördern**
Ort & Geschäftsstelle:	**Frankfurt am Main**
Zeitraum:	**laufendes Angebot**

Linda Döring-Schmökel

Auf einem imaginären Spaziergang durch eine Kita erhielten die Teilnehmenden Einblicke, wo Interkulturalität sichtbar gemacht werden kann: So ist das Begrüßungsschild an der Eingangstür in vielen Sprachen und Schriftzeichen geschrieben oder die Möbel im Puppenhaus sind verschiedenen kulturellen Ursprungs. Die Erzieherin erzählt von Elternstammtischen zum Thema »zweisprachige Erziehung« und davon, wie das gesamte Team davon profitiert, dass eine Kollegin regelmäßig an interkulturellen Fortbildungen teilnimmt…

Plötzlich stoppt der Traum-Spaziergang, denn die Realität sieht anders aus: Das Begrüßungsschild und die Infozettel im Eingangsbereich sind ausschließlich in deutscher Sprache. Die Vielfalt der Spielsachen und die Sensibilität des Teams sind bisher nur eine Zukunftsvision.

Das Konzept des Interkulturellen Spielzimmers bietet pädagogischen Fachkräften und Eltern die Möglichkeit, das Lernumfeld der Kinder kritisch zu betrachten und ihren Blickwinkel zu verändern. Kinder früh darin zu bestärken, sich auf gleicher Ebene zu begegnen, gemeinsame Interessen zu entdecken und die Vielfalt der Menschen, ihre spezifischen Fähigkeiten, Kenntnisse und Lebensformen als Bereicherung wahrzunehmen, sind dabei ausschlaggebend. Während der Workshops werden Handlungsperspektiven und Lösungsmöglichkeiten entwickelt, auch für schwierige Situationen im Alltag mit Kindern und Eltern. Interkulturelles Lernen wird dabei als Prozess verstanden, der durch das Interkulturelle Spielzimmer angestoßen werden kann.

Das blieb im Kopf: Die Vielfalt, die es in der Realität bereits in der Gesellschaft gibt, muss sich auch in den Spielsachen und der Lebenswelt von Kindern wiederfinden. So werden mehr Identifikationsmöglichkeiten geschaffen, besondere Potenziale anerkannt und gefördert.

»GUCK MAL, DAS MÄDCHEN SIEHT AUS WIE ICH!«

Lara (6 Jahre) zeigt auf ein Poster, das den Familienraum in der Beratungsstelle Frankfurt schmückt, wo Eltern mit ihren Kinder im Rahmen des Begleiteten Umgangs Kontakt haben. »Lara trifft hier regelmäßig ihre Mutter, die aus Kenia stammt und wegen einer psychischen Erkrankung sich nicht um ihre Tochter kümmern kann,« erklärt Linda Döring-Schmökel, die den Umgangskontakt schon lange begleitet. »Lara zeigt jedes mal wenn sie kommt auf dieses große Poster und freut sich«, so die Beraterin. Es zeigt zwei Mädchen im Grundschulalter beim gemeinsamen Spielen. Das eine Mädchen sieht Lara sehr ähnlich, das andere Mädchen ist hellhäutiger und hat lange dunkle Haare und braune Augen.

Kinder brauchen Vorbilder, eine Möglichkeit sich positiv mit Personen und Bildern zu identifizieren. Das ist doch ganz selbstverständlich, würde man denken – leider nicht für alle Kinder, wie das Beispiel von Lara zeigt. Hier erfüllt ein Poster aus dem »Interkulturellen Spielzimmer« des Verbandes eine wichtige Aufgabe. Lara kann sich in dem Bild als ein fröhliches, spielendes Mädchen wieder erkennen – eine wichtige positive Identifikationsmöglichkeit für sie, die sie in ihrer weißen Pflegefamilie nicht hat.

»Dass für Lara dieses Thema sehr wichtig ist, zeigt sich auch darin, dass sie gerne Bilder malt, wo sie und ihre Freundin Sia aus Pakistan die Hauptrolle spielen«, erläutert die Beraterin. »Sie achtet beim Malen sehr genau darauf, dass jedes Kind die »richtige« Hautfarbe bekommt. Zum Glück haben wir bei unseren Materialien eine breite Palette an Hautfarbenstiften. Sie werden von Lara sehr bewusst eingesetzt.« Es sind auch die kleinen Dinge, die wir in unserem Alltag nicht im Blick haben, die aber für andere eine tiefe Wirkung haben können.

Erfahrungen wie diese…

Ein Hashtag und seine Spuren

- **Priya bekommt in der vierten Klasse eine Empfehlung für die Hauptschule, damit sie »unter Gleichgesinnten« bleiben kann.**
- **Marie erhält eine bereits zugesagte Wohnung nicht, nachdem sie den arabischen Namen ihres Freundes nennt, weil die Vermieter »schlechte Erfahrungen mit solchen« gemacht haben.**
- **Khalil wird vom Ausbilder gebeten, seinen Bart zu rasieren, bevor die Kunden noch »Angst bekämen vor einem Terroristen«.**
- **Wenn Mehmet sich beim Posten in den sozialen Medien vertippt, dann bekommt er zu hören, er solle »nach Anatolien zurückgehen«. Aber wenn Lukas dies passiert, dann hat er sich eben nur mal vertippt.**

Der Hashtag #MeTwo, erzählt von Erfahrungen wie diesen: Geschichten von Ausgrenzungen, Geschichten von Menschen, die sich zugehörig fühlen zu Deutschland, die gerne in diesem Land leben. Gemeinsam ist ihnen, dass sie neben dieser Zugehörigkeit noch andere Zugehörigkeiten fühlen, denken und leben. Sie kommen aus binationalen Familien, sind Kinder der Generation »Gastarbeiter«, hier geboren und aufgewachsen. Es sind Geflüchtete, die hier eine neue Heimat gefunden haben oder Kinder von deutschen Expert*innen, die mit ihren Eltern schon in verschiedenen Ländern gelebt haben. Sie sind manchmal »sichtbar anders«, sprechen oft mehrere Sprachen oder haben »fremd klingende« Namen.

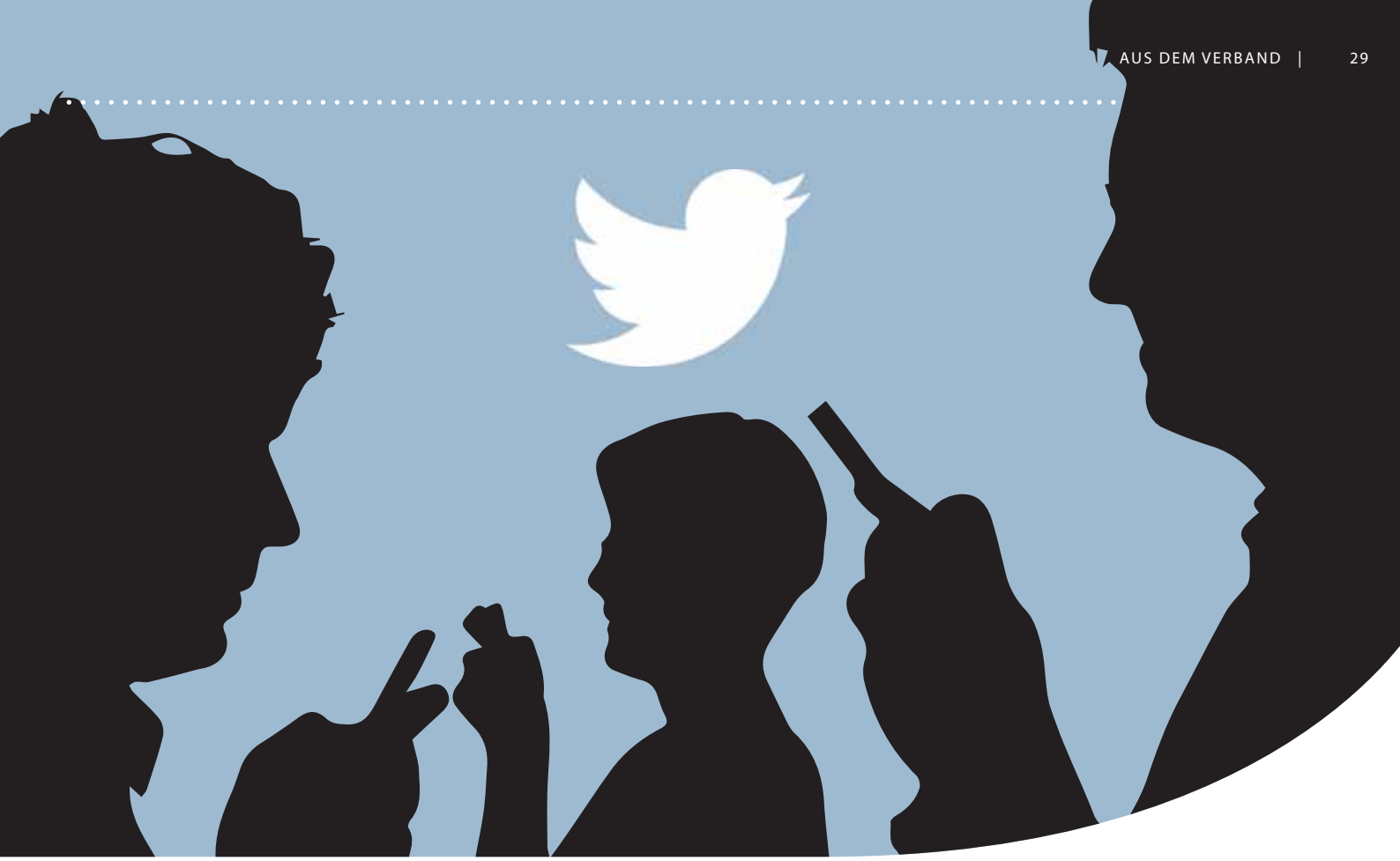
Erfahrungen wie diese werden in Deutschland jeden Tag gemacht und das nicht erst seit den Rassismusvorwürfen von Mesut Özil. Erfahrungen wie diese sind vor allem den Menschen mit »Migrationshintergrund« vertraut, einem großen Teil der weißen Bevölkerung in diesem Land jedoch fremd. Sie haben die Wahl, sie müssen sich nicht mit Rassismus und Diskriminierung beschäftigen, denn sie sind nicht direkt betroffen. Es ist daher leicht für sie, Erfahrungen wie diese als überzogen abzutun, zu verharmlosen und ein idyllisches Bild von einer rassismusfreien Gesellschaft zu zeichnen.

Erfahrungen wie diese und der damit verbundene Alltagsrassismus sind aber ein handfestes Problem unserer Gesellschaft. Dass dies nicht aufgearbeitet wird, hat auch damit zu tun, dass rassistische Sprüche und rechte Parolen wieder salonfähig werden. Eine Followerin des Hashtags #MeTwo stellt den »Verharmlosern« die Frage, ob sie noch nie auf einer Familienfeier gewesen wären. Für rechte Parolen und diskriminierende Äußerungen muss man schließlich nicht zwingend die Statements von AFD-Politiker*innen lesen, der konservative Onkel Emil bedient sich vergleichbarer Sprüche, in der Kneipe an der Ecke kann man sie hören oder in den öffentlichen Verkehrsmitteln auf dem Weg zur Arbeit.

Rassismus verletzt, demütigt, grenzt aus. Wenn meine eigene Identität geprägt ist von Mehrfachzugehörigkeiten, dann empfinde ich die Ablehnung auch nur eines Aspektes als Ablehnung meiner Person insgesamt. Nicht ich kann entscheiden, was zu mir gehört, die anderen entscheiden für mich. Es wird mir abgesprochen, dass ich sowohl zu der einen als auch zu der anderen Gruppe gehören kann. Das ist erniedrigend, denn was ich denke, fühle, bin, zählt dann nicht mehr.

Ich bin gleichzeitig Tochter, Schwester, beste Freundin, bin Studentin und Arbeitnehmerin, höre eine bestimmte Musikrichtung und bevorzuge ein bestimmtes Film-Genre. Das alles widerspricht sich nicht. Warum soll es sich widersprechen, wenn ich mich zu mehr als einem Land und einem Kulturkreis zugehörig fühle? Für viele, die unter dem Hashtag #MeTwo ihre Geschichten teilen, stellen Mehrfachzugehörigkeiten keinen Widerspruch dar. Ihr Herz schlägt für Deutschland, unabhängig davon, ob es ein weiteres Land gibt, dem sie sich zugehörig fühlen.

»Man kann mir den deutschen Pass verweigern, aber niemand hat das Recht, mir mein Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland abzusprechen«, so meine deutsche Freundin mit marokkanischen Wurzeln. Aber was macht dieses Absprechen und in Frage stellen mit den Menschen? Dieses Gefühl zu haben, nie gut genug sein zu können, sich immer etwas mehr anstrengen zu müssen und doch nie gänzlich



zufriedenstellen zu können?
Sich im Sportverein zu engagieren oder gute Noten in der Schule zu haben, reicht nicht aus, um dazu zu gehören. Eine schlechte Note im Deutsch-Unterricht wird bei Mehmet sofort auf seinen türkischen Migrationshintergrund zurückgeführt; Lukas dagegen hatte vielleicht einfach nur einen schlechten Tag. Positive Leistungen hingegen werden als überraschender Erfolg Einzelner oder als Beispiel »gelungener Integration« gefeiert und auf den Verdienst der Aufnahmegesellschaft bezogen. Wenn Priya bei der nächsten Klassenarbeit wieder eine gute Note schreibt, liegt es nicht daran, dass sie fleißig gelernt hat, sondern an der hervorragenden Förderung durch ihre Lehrerin.

Sich immer wieder erklären zu müssen, die Vorannahmen und Vorurteile des Gegenübers richtig zu stellen, sich immer wieder für die eigene Existenz rechtfertigen zu müssen, hinterlässt Spuren und verletzt.
Gibt es überhaupt etwas, das ausreichen würde, um »ganz« dazu zu gehören? Es scheint egal zu sein, ob man in Deutschland geboren ist, wie perfekt man Deutsch spricht oder welche anderen Kriterien einem sonst noch »zum Deutschsein qualifizieren könnten«. Die sichtbaren oder zugeschriebenen Trennlinien verhindern letztendlich, dass Menschen mit »Migrationshintergrund« diesen hinter sich lassen können, selbst wenn sie einen deutschen Pass haben und sich als Deutsche verstehen. Es ist nie genug, egal wie sehr sie sich auch bemühen. Sie bleiben »Deutsche*r auf Probe«. Vor allem in Situationen, in denen jemand einen Fehler macht oder eine Niederlage erfährt, rückt der Migrationshintergrund wieder in den Vordergrund, werden die Trennlinien betont und die Zughörigkeit in Frage gestellt.

Im Juli 2018 veröffentlichte das Online-Magazin Perspective Daily auf dem sozialen Netzwerk Facebook und dem Mikroblogging-Dienst Twitter Ali Cans Video-Aufruf zu dem Hashtag #MeTwo. Das Wortspiel mit dem gleichklingenden Hashtag #MeToo ist beabsichtigt. Die Bezeichnung #MeTwo soll ausdrücken, dass die Autoren mehr als eine Identität haben, sich also mit Deutschland und einem anderen Land bzw. einer anderen Kultur verbunden fühlen.

Was uns die #MeTwo-Geschichten auch zeigen: Es fehlt vielen von uns nicht nur an einem zeitgemäßen Verständnis vom Deutschsein, wir haben noch nicht verstanden, dass wir alle lernen müssen mit einer zunehmenden gesellschaftlichen Vielfalt gut umzugehen, wenn wir gut zusammenleben wollen.
Denn auf allen Ebenen trifft man auf Menschen, die in wichtigen Aspekten »anders« sind als man selbst und mit denen man gleichzeitig auch wieder vieles gemeinsam hat, z.B. weil man zusammen arbeitet oder Fußball spielt oder gar die Familie teilt. Unterschiede und Gemeinsamkeiten sind nicht mehr allgemein sondern situationsgebunden und im Zusammenhang zu sehen. Das zu lernen und zu meistern ist eine Herausforderung, die die »Noch-Mehrheitsgesellschaft« nicht weniger betrifft als die Menschen mit »Migrationshintergrund«.

Isabelle Reibe

Social Media unterstützen informelles Sprachenlernen

Facebook, WhatsApp und andere Chatrooms eröffnen neue kommunikative Räume

Die Digitalisierung hat längst den Bildungsbereich erreicht. Es sind zahlreiche Online-Sprachlernangebote entstanden, die ergänzend oder auch alternativ zum herkömmlichen Sprachunterricht genutzt werden. Es gibt Online-Deutschkurse für Migrant*innen/ Geflüchtete, youtube Kanäle für das Lernen des Deutschen als Zweitsprache usw. Aber dass durch eine mehrsprachige Nutzung von Social Media indirekt Prozesse des informellen Sprachenlernens in Gang gesetzt werden, ist eine neue Erkenntnis.
Facebook, WhatsApp und andere Chatrooms eröffnen neue kommunikative Räume und bieten als vernetzte Plattformen über Sprach- und Landesgrenzen hinaus vielfältige Möglichkeiten mehrsprachig zu kommunizieren.

Studie[1] untersucht informelles Sprachenlernen durch Facebook

Es wurden drei Gruppen von Facebook-Nutzern, die neben Deutsch, Türkisch, Chinesisch (Taiwan) und Griechisch sprechen, über einen längeren Zeitraum begleitet und zahlreiche ihrer Kommunikationssequenzen sprachwissenschaftlich ausgewertet. Im Fokus stand die Frage: Wie nutzen mehrsprachige User ihre verfügbaren Sprachen unter unterschiedlichen Bedingungen, mit unterschiedlichen Kommunikationspartnern?

Die Forschergruppe fand heraus:

- Mehrsprachige Nutzer*innen wenden ihre Sprachen innerhalb eines Textes im Sinne von Code-switching an. Dabei kann es sein, dass in einer Sprache gepostet und in einer anderen Sprache reagiert wird. Oder es werden Anhänge in einer dritten Sprache hinzugefügt.
- Mehrsprachige Nutzer*innen entscheiden dabei bei jedem Post neu, ob und wie sie durch ihre Sprachwahl bestimmte Gruppen von User*innen, die mit ihnen vernetzt sind, ein- oder ausschließen. Auch innerhalb eines Kommunikationsverlaufes kann die einmal getroffene Sprachwahl neu ausgerichtet werden. Die Forschergruppe stellte fest, dass solche Sprachwechsel ähnlich wie in mehrsprachigen analogen Gesprächssituationen erfolgen: es wird im Kommunikationsverlauf immer wieder neu entschieden, in welcher Sprache es weitergeht.
- Andererseits ist zu beobachten, dass die Sprachwahl durch den Profileigner auch gezielt gelenkt wird, z.B. durch eine explizite Aufforderung nur eine bestimmte Sprache zu benutzen oder es werden Beiträge nicht gewünschter Sprachen einfach gelöscht.
- Auffällig war, dass die User*innen in den Kommunikationsverläufen stark auf Netzressourcen wie Videos und Links in anderen Sprachen zurückgriffen, die sie selbst nicht sprechen. Das heißt Nutzer*innen, die nur in Deutsch schreiben, posten mal ein italienisches Video oder verlinken bzw. teilen die von einem finnischen vernetzten »Freund« Videos samt finnisch geschriebenen Kommentaren. Sie teilen diese Inhalte gewissermaßen im Vertrauen, nehmen sie wahr aber verstehen sie nicht wirklich.
- Kommunizieren mehrere Nutzer*innen unterschiedlicher Sprachen in einem Verlauf, so wird häufiger in eine Drittsprache, meist ins Englische gewechselt.
- Es werden auch Übersetzungstools (Google), die bei Facebook Teil des Plattformangebotes sind, genutzt, selbst wenn diese keine zufriedenstellenden Übersetzungen liefern. Sie dienen zum einen der Verständigung, sind aber auch Teil des Sprachspiels unter mehrsprachigen Nutzer*innen: sie werden spaßeshalber eingesetzt oder kritisch kommentiert. Somit sind sie Mittel einer metasprachlichen Reflexion und stellen ein typisches Verhalten mehrsprachiger Kommunikationspartner*innen dar.

1 Redder, A. u.a.: »Mehrsprachige Kommunikation in der Stadt. Das Beispiel Hamburg«, Münster 2013

2 Vortrag »Vernetzte Mehrsprachigkeit, transnationale Interaktion und informelles Sprachenlernen unter Jugendlichen« von Jannis Androutsopoulos, Universität Hamburg/ MultiLing, University of Oslo im Rahmen der Tagung »Digitale Agenda der Sprachenbildung im Kontext von Mehrsprachigkeit«, Universität Hamburg, 7.–8. Juni 2018

Auswertung

Der Zugriff auf solche Netzressourcen bewirkt eine grundsätzliche Offenheit gegenüber Sprachen. Selbst wenn diese Sprachen von den Nutzer*innen nicht aktiv gesprochen werden, so werden sie rezeptiv wahrgenommen, ja sogar aktiv kommunikativ aufgegriffen. Sie erweitern damit sowohl die Sprachbewusstheit als auch das Sprachrepertoire der beteiligten Nutzer*innen – oft nur in geringem Ausmaß.
Interessant ist ein spezifischer Umgang mit Mehrsprachigkeit einzelner Teilnehmer*innen. Sowohl chinesischsprachige als auch die griechischsprachigen Teilnehmer*innen dokumentierten in ihren Chats die Schriftzeichen ihrer Sprachen mit lateinischen Buchstaben. Diese Praxis der informellen Latinisierung hat zur Folge, dass die anderssprachigen Teilnehmer*innen, zumindest einen lautlichen Eindruck der jeweiligen Aussprache der Beiträge erhalten. Neben diesen Lerneffekten bereitet ein solches Vorgehen auch Sprachveränderungsprozessen insgesamt den Weg.

Kommunikationsverläufe einer senegalesisch-norwegischen Großfamilie

Jannis Androutsopoulos untersuchte die WhatsApp Kommunikationsverläufe unter Familienmitgliedern einer senegalesisch-norwegischen Großfamilie[2] die länder- und sprachenübergreifende Kontakte innerhalb ihres familiären Netzwerkes unterhalten. Einige Familien migrierten nach Norwegen, andere leben in anderen europäischen Ländern, weitere sind senegalesisch-norwegische binationale Familien.
Im Unterschied zu den untersuchten Facebook Nutzer*innen handelt es sich hier um eine transnational miteinander agierende Personengruppe, die eine enge (familiäre) Beziehung zueinander haben.

Das senegalesische Ehepaar

In einer Kommunikation zwischen dem bereits in Norwegen lebenden senegalesischen Ehemann und seiner noch im Senegal verbliebenen Ehefrau erfolgt ein Austausch darüber, welche Dokumente die Ehefrau für den Familiennachzug noch beibringen muss und wie das Verfahren der Einreise nach Norwegen sich gestalten wird. Hier nutzt das Paar neben der familiären Regionalsprache vor allem Französisch, das im Senegal Amtssprache ist und gleichzeitig Schul- und Bildungssprache der Eheleute war. In dieser Sprache fällt es ihnen offensichtlich leichter über formale Prozesse und Verwaltungsangelegenheiten zu sprechen. Interessant ist, dass der Ehemann zusätzlich zahlreiche Begriffe des Norwegischen einbaut, z.B. um die genauen Namen der Dokumente deutlich zu machen oder andere wichtige Begriffe einführt, die für die Einreise allgemein von Bedeutung sind.
Auch hier werden durch eine gezielte Vermittlung von sprachlichen Begriffen und Sequenzen informelle Sprachlernprozesse initiiert.
Wenn es dagegen darum geht, nachzufragen wie es weiteren Familienmitgliedern geht, welche Sorgen oder auch freudige Ereignisse aktuell sind, wird fast ausschließlich die regionale Familiensprache eingesetzt.

In Norwegen lebende Kinder

In einem anderen Kommunikationsbeispiel zwischen bereits in Norwegen geborenen Kindern aus senegalesischen Familien mit gleichaltrigen Cousins wurden dagegen ganz andere Sprachmischungen eingesetzt. So nutzte die in Norwegen geborene Tochter einer zugewanderten senegalesischen Familie mit ihrer ebenfalls in Norwegen geborenen Cousine hauptsächlich Norwegisch in der Kommunikation, mit ihrem in London lebenden Cousin ihr Schulenglisch, das sie in Norwegen gelernt hat.

Treffen sich die drei jedoch in einem Chat mit einer noch im Senegal lebenden Cousine, dann gibt es einen Sprachwechsel in die regionale Familiensprache. Das gestaltet sich manchmal schwierig, da nicht alle über ein vergleichbares Niveau in dieser Sprache verfügen. Teilweise wird dann versucht auch auf Französisch auszuweichen, was aber der Cousin in London kaum versteht. So kommt es zu einem interessanten Phänomen: Die Chatteilnehmer*innen beginnen sich gegenseitig in den Sprachen zu korrigieren, die sie jeweils unterschiedlich gut beherrschen. Der Chatroom wird so zu einem informellen Sprachlernraum umfunktioniert.

Das binationale Paar

Bei dem Beispiel des norwegisch-senegalesischem Paar lebte der Ehemann noch im Senegal und war dabei norwegisch zu lernen, um sich auf das Leben in Norwegen vorzubereiten. Das Paar nutzte in seiner WhatsApp Kommunikation überwiegend Französisch als gemeinsame Sprache. Der Ehemann bezog jedoch viele Inhalte aus seinem Sprachlernkontext in die Kommunikation mit seiner Ehefrau ein, zum einen um zu zeigen, dass seine Motivation für ein Zusammenleben in Norwegen groß ist, zum anderen bat er seine Frau immer wieder seine Formulierungen zu prüfen und gegebenenfalls zu korrigieren. Auch hier wird der Kommunikationsraum als informeller Sprachlernraum genutzt.

Was die norwegisch-senegalesischen Beispiele miteinander verbindet:

In allen Fällen wird deutlich, dass die miteinander in Interaktion tretenden mehrsprachigen Personen verschiedene Interaktionsrollen einnehmen – es wird ein Prozess »Learning by Interacting« initiiert. Die Interaktionssituationen sind dabei entweder eher beziehungsorientiert oder integrationsorientiert.
In allen Kommunikationssituationen wird die Erfahrung gemacht, dass die eigenen Sprachrepertoires der eigenen Mehrsprachigkeit sinnvoll sind und praktikabel eingesetzt werden können.
Informelle Sprachlernprozesse finden in allen Social Media Bereichen statt, in denen mehrsprachig agiert wird. Diese Sprachlernprozesse sind zwar häufig auf den Moment ausgerichtet, aber deswegen nicht weniger lern- und integrationsförderlich. Solche Lernprozesse kommen häufiger vor als Wissenschaftler*innen bisher vermuteten. Sie sind jedoch nach wie vor begrenzt auf eine Mikro-Nische und weit weg von institutioneller Sprachvermittlung. Nichtsdestotrotz zeigen sie deutlich positive Effekte mehrsprachlichen Handelns auf.

Maria Ringler

MEHRSPRACHIGKEITSFORSCHUNG

Unser Verband ist mit seiner Praxisexpertise im Beirat des Forschungsschwerpunktes **»Sprachliche Bildung und Mehrsprachigkeit«** (2013–2020) der Universität Hamburg vertreten. Dieses Projekt bündelt mehrere Forschungen, die eine Bestandsaufnahme mehrsprachiger Kompetenzen bei Kindern und Jugendlichen vornehmen und die Entwicklung von Mehrsprachigkeit in Bildungseinrichtungen und non-formalen Lernsituationen untersuchen.
Ziel ist es zu erfassen, welche Sprachlernbiographien, Lernsettings, Sprachförderkonzepte und Sprachlernstrategien sich günstig oder hemmend auf die Entwicklung von Mehrsprachigkeit auswirken.
Weitere Informationen zu einzelnen Projektergebnissen finden sich in der aktuellen Broschüre des Forschungsschwerpunktes: www.kombi-hamburg.de/pdf/KoMBi_Broschuere_02_Inhalt_WEB.pdf

MEHRSPRACHIGKEIT IN KINDERTAGESEINRICHTUNGEN

»Migrationsbedingte Mehrsprachigkeit in Kitas - Eine empirische Studie zum Praxistransfer einer Weiterbildung für Erzieherinnen und Erzieher« von Jahreiß, S. (2018, Münster, Verlag Waxmann Verlag) greift die Diskussion über aktuelle Ansätze mehrsprachiger Bildung in Kindertageseinrichtungen auf.
Die Studie untersucht das sprachpädagogische Handeln des pädagogischen Personals unter den Bedingungen von Mehrsprachigkeit. Sie liefert Antworten auf Fragen wie die Sprachenvielfalt der Kinder bei der Raumgestaltung oder bei den Materialien berücksichtigt wird und sich dies auf die sprachliche Entwicklung auswirkt. Und schließlich: Lässt sich die Professionalität des bereichsspezifischen Handelns des Personals durch eine zweijährige Weiterbildung sichtbar im Kita-Alltag verändern?

»Wirklich angekommen!?«

**... ist der Titel der 40 minütigen Film-Dokumentation,
herausgegeben von der Geschäftsstelle in Hannover des Verbandes.
Dieser Film, der Menschen porträtiert, die nach Hannover zugewandert sind,
steht ebenso für viele andere Städte in Deutschland.**

Der aus Kamerun stammende Autor, Kavaye Ozong, lässt vier Menschen mit Migrationsgeschichte über ihr Ankommen und Leben in Hannover zu Wort kommen. Er zeigt seine Protagonisten, so wie sie sind: Vielfältig, klug und sympathisch.

Ein differenzierter Spiegel persönlicher Migrationsgeschichten:
Da ist **Kadir Özdemir**, der als Zwölfjähriger aus der Türkei nach Deutschland kam und hier eine zweite Heimat gefunden hat. Kadir arbeitet in Hannover als Projektleiter für queere Geflüchtete und fragt sich unter anderem, warum Unternehmen und Behörden nicht in der Lage sind, mehr Menschen mit Migrationsgeschichte einzustellen und so für mehr Pluralität und Mitbestimmung zu sorgen.

Rhina Colunge stammt aus Peru und arbeitet beim »International Office« der Universität Hannover. Sie freut sich über das Engagement vieler Deutschen, die sich um Geflüchtete kümmern, fordert aber insgesamt mehr gegenseitigen Respekt. Neu Zugewanderten rät Rhina Geduld zu haben, denn das Ankommen sei ein langer Prozess.

Uwe Mamadou studiert Deutsch und Islam auf Lehramt und hat eine deutsche Mutter und einen Vater aus dem Senegal. Ihn stört, dass immer nur andere ihn daran erinnern, einen sogenannten Migrationshintergrund zu haben. Und das besonders dann, wenn er den bunten Stadtteil Linden in Hannover verlässt. Er liebt die deutsche Sprache, macht Musik und schreibt kritische und coole Texte um seinen Alltag zu verarbeiten.

Joseph Nounla ist seit 2005 in Hannover und arbeitet als niedergelassener Arzt in der Kinderchirurgie. »In Hannover ist auf den ersten Blick vieles in Ordnung«, sagt er, spricht aber auch über einige negative Erfahrungen mit deutschen Kollegen. Joseph fordert mehr Anstrengungen von Seiten der Migranten, in der deutschen Mehrheitsgesellschaft anzukommen.

Vier Menschen – mit durchaus verschiedenen Ansichten und ein Querschnitt unserer Gesellschaft. Vielleicht sind wir ja irgendwann in der Lage, die ewige Diskussion über Migrationshinter- oder -vordergrund zu beenden. Spätestens dann wird es für viele leichter, endlich in Deutschland anzukommen…

Film-Download über:
www.verband-binationaler.de

Der Film wurde gefördert vom Gesellschaftsfonds Zusammenleben (GFZ) der Stadt Hannover.

Kurt W. Niemeyer

Landeshauptstadt Hannover Gesellschaftsfonds Zusammenleben (GFZ)

Gooding – Dein Beitrag zählt!

Einkaufen und gleichzeitig die Arbeit des Verbandes unterstützen

Du kaufst Geschenke, Kleidung, Schuhe, Musik und vieles mehr im Internet in deinem Onlineshop? Ab jetzt könnt Ihr Euren gewohnten Einkauf durch www.gooding.de vornehmen. Gleichzeitig spendet Euer Onlineshop nach Eurem Einkauf einen Betrag an uns.

gooding
Dein Beitrag zählt

Und so funktioniert es:

- Auf www.gooding.de gehen
- Den Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V. als unterstützendes Projekt auswählen
- Gewünschten Onlineshop auswählen
- Wie gewohnt shoppen.

Von Eurem Einkaufswert gehen dann anteilig Spenden an den Verband, **ohne dass für Euch die bestellte Ware teurer wird.**

Wir machen uns stark für Sie und Ihre Familien.

Wir wollen auch zukünftig für Sie da sein, Ihnen Angebote für Ihre Anliegen offerieren, für Sie öffentlich und gegenüber politisch Verantwortlichen sichtbar auftreten und uns stark machen für eine Gesellschaft in Vielfalt.

Dafür brauchen wir Sie und Ihre Unterstützung.
Sagen Sie Ja zu unserer Arbeit!

*Kennen Sie noch andere Interessierte? Erzählen Sie von uns! Nur **gemeinsam** sind wir stark und können die Welt positiv verändern!*

Unser Verband hat starke Mitglieder, die Erfahrungen im binationalen / bikulturellen Zusammenleben haben und wissen: das, was wir im Kleinen leben, benötigt die Welt im Großen gerade ganz dringend. Zuhören – Aushalten – Aushandeln – gemeinsam erfolgreich zusammen leben!

Werden Sie (Förder-)Mitglied – werden Sie Teil einer starken Gemeinschaft!

Interkultureller Kalender 2019

Der Interkulturelle Kalender 2019 im Format DIN A 1 mit ausgewählten religiösen, kulturellen und internationalen Fest- und Feiertagen können Sie zum Stückpreis von 2 Euro bestellen.

1 – 7 Kalender plus 2 € Versandkosten
8 – 14 Kalender plus 3 € Versandkosten
15 – 28 Kalender plus 6 € Versandkosten
29 – 70 Kalender plus 9 € Versandkosten
Die Rechnung erhalten Sie mit der Sendung.

Bestellungen bitte an:
Verband binationaler Familien und Partnerschaften, Landesgeschäftsstelle NRW
Thomas-Mann-Straße 30
53111 Bonn
fon 02 28 / 909 04 - 11
fax 02 28 / 909 04 - 14
nrw@verband-binationaler.de

Impressum

Mitglied
im Paritätischen Wohlfahrtsverband

DER PARITÄTISCHE
UNSER SPITZENVERBAND

im Deutschen Frauenrat

DEUTSCHER FRAUENRAT

in der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Familienorganisationen (AGF)

AGF Arbeitsgemeinschaft der deutschen Familienorganisationen e.V.

iaf informationen 1/2018
Zeitschrift / ISSN 1430 - 8614
Der Einzelpreis des Heftes beträgt 6 €
Herausgeber und Redaktionsanschrift:
Verband binationaler Familien
und Partnerschaften, iaf e.V.
Ludolfusstraße 2–4
60487 Frankfurt am Main
Tel 069 / 71 37 56 - 0
E-Mail: info@verband-binationaler.de
www.verband-binationaler.de
Spendenkonto:
Bank für Sozialwirtschaft
IBAN DE08 5502 0500 0007 6060 00
BIC BFSWDE33MNZ

Redaktion:
Jeannette Ersoy, Maria Ringler, Hiltrud Stöcker-Zafari; Bundesgeschäftsstelle
Die Einzelbeiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Kürzungen behalten wir uns vor.
Nachdruck:
Mit Quellenangabe erwünscht;
ein Belegexemplar bitte an die Redaktion
Auflage: 1.200
Verantwortl. i. S. d. P.:
Sidonie Fernau
Gestaltung: www.conrat.org
Fotos: eigenes Archiv,
www.fotolia.de, stock.adobe.com
Druck: Druckerei Strube, Felsberg

Verband binationaler Familien und Partnerschaften
Ludolfusstraße 2–4, 60487 Frankfurt am Main

Als **interkultureller Familienverband** arbeiten wir bundesweit als Interessenvertretung an den Schnittstellen von Familien-, Bildungs- und Migrationspolitik. Es ist uns wichtig, dass Menschen ungeachtet ihrer Hautfarbe oder kulturellen Herkunft sozial und rechtlich gleichgestellt werden.
Unser Anliegen ist es, das interkulturelle Zusammenleben in Deutschland gleichberechtigt und zukunftsweisend zu gestalten.

Wir arbeiten als **gemeinnütziger Verein** mit Büros in Berlin, Bonn, Bremen, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Leipzig und München.
In 15 weiteren Städten stehen ehrenamtlich Engagierte als Ansprechpartner*innen zur Verfügung.
Wir sind Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband, im Deutschen Frauenrat, in der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Familienorganisationen (AGF) und im Forum Menschenrechte.
Wir engagieren uns im Forum gegen Rassismus und im Netz gegen Rassismus.

Auf europäischer Ebene arbeiten wir mit der Europäischen Koordination für das Recht der Migrant*innen auf Familienleben (CE) zusammen und sind in der ecb, der European Conference of Binational / Bicultural Relationship vertreten.

verband binationaler
familien und partnerschaften

Verband binationaler Familien
und Partnerschaften, iaf e.V.
Ludolfusstraße 2–4 | 60487 Frankfurt am Main
www.verband-binationaler.de